This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Phil
5325
11
WIDENER
HN VMQN D

Phil 5325.11

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

Die Analogie
im volkstümlichen Denken.

Eine psychologische Untersuchung

von

Dr. L. William Stern.

Mit einer Vorbemerkung

von

Prof. Dr. M. Lazarus.

Berlin
PHILOS.-HISTOR. VERLAG
Dr. R. Sallinger.
1893.

~~HZ. 7590~~
Phil 5325.11
HARVARD COLLEGE
DEC 1 1893
LIBRARY.
Ward fund.

Seiner teuren Mutter.

Vorbemerkung.

Auf den Wunsch des Herrn Verlegers sollte ich von der vorliegenden Schrift vor ihrem Erscheinen Kenntniss nehmen und mit wahrem und wachsendem Vergnügen habe ich sie gelesen. Die für ein Erstlingswerk desto mehr bemerkenswerten Eigenschaften derselben, die reiche und vielseitige Beobachtung, die besonnene und umsichtige Beurteilung, die geschickte Gruppierung und fruchtbare Verwertung der Thatsachen, werden von den Forschern auf diesem Gebiete mit Befriedigung anerkannt und der Autor in ihrem Kreise herzlich willkommen geheissen werden. Besteht doch unter ihnen längst kein Zweifel mehr darüber, dass die Arbeiten der Philosophen und Psychologen vergangener Zeiten, welche auf die Analyse der geistigen Thätigkeit gerichtet waren, mangelhaft und unfruchtbar besonders deshalb geblieben sind, weil sie zum Gegenstand ihrer Untersuchung fast ausschliesslich die voll ausgebildete Denkthätigkeit des wissenschaftlich geschulten Menschen gemacht haben.

Nur auf der Grundlage einer genauen Einsicht in das Werden und Wachsen, sowohl der Inhalte wie der Formen unseres inneren Lebens, kann eine wirkliche Erkenntniss unserer Seelenthätigkeit erbaut und bis zur Krönung in der wissenschaftlichen Geistesarbeit verfolgt werden. — Bei dem Unterschied, welcher zwischen „natürlichem und künstlichem Denken“, wie ich vormals nachgewiesen (s. Griesinger's Archiv für Psychiatrie im 1. Bde. S. 749 ff.), besteht, muss jenes vor Allem durchforscht werden, um dieses klar zu erkennen und gedeihlich zu

gestalten. Es war deshalb ein guter Griff dez Verfassers, eine Art aus der Gattung der psychischen Prozesse, wie sie im „volkstümlichen" Denken besteht und sich entfaltet, hervorzuheben und monographisch zu bearbeiten. Wird nun solche Forschung auf andere und schliesslich alle Arten ausgedehnt, dann kann es nicht fehlen, dass sie durch Vergleichung vollkommener und durch Verbindung noch fruchtbarer wird. Das jetzt schon weit verbreitete Streben, das Kind und das Volk in seinem noch beschränkten, aber aufwärts steigenden Leben zu verstehen, wird dann sein edles Ziel sicher erreichen. — Auch dem weiteren Kreise der Gebildeten muss dieser aufklärende Einblick in die geistige Entwickelung des Menschen eine ebenso würdige, wie erfreuliche Beschäftigung gewähren und alle erzieherische Thätigkeit unterstützen.

Aus diesem Grunde möchte ich mir nicht versagen, das vorliegende Büchlein mit meinen besten Wünschen auf den Weg in die Öffentlichkeit zu begleiten.

Berlin, im Juni 1893.

Lazarus.

Einleitung.

Die hier vorliegende Untersuchung will einen Gegenstand der Logik psychologisch und methodologisch behandeln.

Die geringe Anwendung psychologischer Betrachtungsweise ist bisher in der Logik noch nicht so schmerzlich empfunden worden, wie in den anderen normativen Geisteswissenschaften, in der Ethik, Ästhetik und Pädagogik, wo sie in den letzten Jahrzehnten als ein unbedingtes Erfordernis hingestellt wurde. Der Grund hierfür liegt in der Allgemeingiltigkeit der logischen Sätze, in der verhältnismässigen Einfachheit und Durchsichtigkeit der Normen, in der Fruchtbarkeit der Folgerungen, durch welche diese Wissenschaft selbst als isoliertes Ganzes mit einer bedeutenden Festigkeit und Sicherheit ausgestattet wurde. Aber dennoch meine ich, dass auch logische Prozesse, in gleicher Weise wie ethische und ästhetische, psychologischer Behandlung bedürfen; sind sie doch im Grunde psychische Vorgänge, die sich von den anderen nur durch das Moment des Erkenntniswertes unterscheiden. Ich meine, es ist einseitig, diese Prozesse als starre, fertige, selbständige Gebilde aufzufassen, wie es die logische Wissenschaft meist thut, nicht zum wenigsten dazu durch die mathematische Betrachtungsweise veranlasst. Ich halte es für nötig, auch die Genesis

dieser Erscheinungen zu untersuchen, dann wird sich zeigen, wie langsam, wie allmählich sie sich aus der Masse der seelischen Vorgänge herausgehoben haben, welche Entwicklungsstufen zu überwinden waren, ehe die jetzigen Objecte der Logik, die vollkommensten Formen erreicht wurden. Dann wird sich offenbaren, dass auch heute noch nicht diese Idealformen, die dem wissenschaftlichen Denken entnommen sind, das ganze Erkenntnisleben beherrschen, sondern dass dies zum grössten Teil noch in den niederen Entwicklungsstufen stecken bleibt. Es wird sich erweisen, dass dadurch manche logischen Thatsachen, welche man sonst nur als ganz nebensächlich, als Durchgangsphasen zu Vollkommnerem ansah, eine selbständige, in ihrem Umfange bisher noch nicht gewürdigte Bedeutung besitzen.

Ein solcher Gegenstand ist es nun gerade, mit dem diese Arbeit sich beschäftigt. Die Analogie finden wir in logischen Lehrbüchern meist auf wenigen Seiten abgethan. Freilich, wenn man nur die heut bestehenden, wissenschaftlichen Methoden zum Massstab nimmt, so kann sie sich mit anderen logischen Thatsachen an Wichtigkeit nicht vergleichen. Allein ihre Stellung ändert sich mit einem Schlage, wenn man zu einer genetischen und psychologischen Untersuchungsweise übergeht. Da stellt sich uns denn die Analogie als der elementarste aller Denkprozesse und zugleich alz Grundlage der ganzen höheren Schlussarten dar. Es ergiebt sich, dass sie der Vorgang ist, welchen das menschliche Denken bei weitem am häufigsten vollzieht, dass sie für die überwiegende Mehrheit der menschlichen Gesellschaft überhaupt das Erkenntnismittel κατ' ἐξοχήν ist. Jene Mehrheit besteht aus allen denen, deren Denken nicht systematisch und methodisch, kurz nicht wissenschaftlich vor sich geht, aus dem naiven unbefangenen Volke.

Und diese Untersuchungsweise vermag sich nicht nur auf den Analogieschluss zu erstrecken, mit dem sich die Logik bisher fast ausschliesslich beschäftigt hatte; für sie wird auch die Gestaltung der Prämissen ein besonderer Gegenstand der Betrachtung. Schon das blosse Bilden von Analogieen erweist sich als ein höchst komplizierter psychischer Vorgang, als ein Vorgang, der sogar zu mannigfachen anderen Zwecken Anwendung findet, als zu dem, die Vorbedingungen des Analogieschlusses herzustellen.*)

In engster Verbindung mit der psychologischen Betrachtungsweise geht die methodologische einher. Hierzu sei Folgendes bemerkt. So eingehende Untersuchungen die Methodenlehre auch schon gefunden hat, so beschäftigte man sich doch bisher merkwürdigerweise fast nur mit der Behandlung der wissenschaftlichen Methode**), während man die des volkstümlichen Denkens nur nebensächlicher Beachtung gewürdigt hat. Aber warum? Bietet denn das Denken gerade des Volkes nicht genug höchst interessante Eigentümlichkeiten? Hat es nicht in Sprache, Spiel, in Mythen- und Religionsbildung ganz ausgeprägte Methoden? Und verdienen etwa diese Methoden weniger Berücksichtigung, weil sie nicht so vollkommen sind wie die der Wissenschaft? Warum soll denn die Methodenlehre rein normativ sein, uns nur belehren über das, was sein soll, und nicht über das, was ist? Gerade nun bei der Analogie, diesem so eminent volkstümlichen Denkmittel, bot sich mir daher die günstigste Gelegenheit, einen kleinen Ansatz zu einer Methodenlehre des naiven Denkens zu machen.

---

*) Trotz alledem wird der erst im dritten Kapitel zu behandelnde Analogieschluss nicht nur den umfangreichsten, sondern auch den wichtigsten Teil der Arbeit bilden.

**) S. z. B. Stanley Jevons, principles of science, W. Wundt Logik II. Band, Methodenlehre; u. A.

Wohl weiss ich, dass auch die Analogie, soweit sich die Wissenschaft ihrer bedient, einer eingehenden Untersuchung bedarf, ich hoffe dieselbe einmal später leisten zu können; die vorliegende Arbeit aber beschränkt sich auf die Analogie im volkstümlichen Denken: daher wird nicht nur die eigentliche Wissenschaft noch unberücksichtigt bleiben, sondern auch andere Gebiete, z. B. die Kunstpoesie, bei denen der Gebrauch der Analogie Sache systematischer Reflexion ist.

Den oben angedeuteten Grundsätzen gemäss möge man auch nicht erwarten, dass ich meine Arbeit mit einer starren Definition der Analogie beginne, in welche alle hierhergehörigen Erscheinungen dann hineingezwängt werden müssen. Denn da ich versuchen will, die Analogiethätigkeit allmählich aus ihren primitivsten Anfängen entstehen zu lassen, so können die zu ihrem Vollzug nötigen Bedingungen sich nur Schritt für Schritt herausstellen und erst im Anschluss hieran ist eine einigermassen erschöpfende Angabe der Merkmale denkbar*).

*) S. S. 12.

Erstes Kapitel.

Die Entwicklungsstadien menschlicher Analogiethätigkeit.

Alle Analogiethätigkeit zeigt in der psychologischen Analyse eine nahe Verwandschaft mit der Thätigkeit der Reproduction und beruht mit dieser auf Eigentümlichkeiten unseres Seelenlebens, die wir vorläufig als letzte Thatsachen anzusehen haben. Diese Eigentümlichkeiten bestehen erstens darin, dass mehrere Einzelvorstellungen, die gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge dagewesen waren, die Neigung haben, eine festere Verbindung mit einander einzugehen; und zweitens darin, dass durch ein- oder mehrmaligen Ablauf einer solchen Vorstellungsverbindung eine Disposition geschaffen wird für Wiederholung des Ablaufes, sobald einzelne Elemente der Verbindung im Bewusstsein erneuert worden sind. Beides sind längst bekannte Vorgänge, die Grundprozesse unseres gesamten Vorstellungslebens.

Wir werden im Folgenden mit a, b, c, die Elemente einer augenblicklichen Vorstellungsassociation, mit a_1, b_1, c_1 die entsprechenden Elemente einer früheren bezeichnen. Tritt nun durch irgend einen Anlass (z. B. eine sinnliche Wahrnehmung) a in das Bewusstsein, so wird dies vermittelst der durch die ehemalige Verbindung a_1, b_1, c_1 geschaffenen Disposition die Elemente b und c ganz unmittelbar nach sich ziehen. Das Elementarste ist, dass b und c garnicht als Glieder eines früheren Vorstellungsinhalts erkannt, sondern

geradezu dem a als gleichberechtigt zugeordnet werden. Durch das Wiedereintreten von a ist das Räderwerk der alten Verbindung aufgezogen und läuft nun in den früheren Gleisen ab, und der Mechanismus von b und c ist mit der Auslösung von a ganz ebenso verknüpft, wie ehemals b_1 und c_1 es mit a_1 gewesen sind. Wenn unsere beiden Augen von zwei Bildern getroffen werden, die um ein Geringes gegen einander verschoben sind, so haben wir unmittelbar den Eindruck des Plastischen, des Dreidimensionalen, selbst wenn in Wirklichkeit die Bilder (wie im Stereoskop) völlig flächenhaft sind. Woher kommt dies? Die Erfahrung hat es in zahlreichen Fällen erwiesen, dass, wenn die Augen von etwas verschiedenen Bildern getroffen wurden, die tastende Wahrnehmung an eben diesen Bildern eine körperartige Gestalt entdeckte. Diese Vorstellung des Körperlichen hat sich deshalb mit jenem Gesichtseindruck so fest verbunden, dass das Eintreten des letzteren von nun an sofort die Tiefenanschauung als etwas unmittelbar damit Zusammengehöriges nach sich zog, ohne Hilfe des Tastsinnes, ja auch ohne die Erinnerung, dass früher der Tastsinn die Vermittlung übernehmen musste. Dieser Zusammenhang ist so stark, dass wir selbst da, wo wir den wirklichen Flächencharacter der Bilder kennen (wie beim stereoskopischen Sehen), uns nicht mehr von der Körperanschauung losreissen können.

Derartige Prozesse vollziehen sich fortwährend im Seelenleben des Tieres und des Menschen. „Der unmittelbare Eindruck*) liefert uns fast immer nur ein ungefähres Schema der Gegenstände, das wir dann mit unseren Reproductionen ausfüllen.“ (Allerdings ohne dass wir uns dessen bewusst

*) W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. III. Aufl. Bd. II. S. 367.

werden, eine blosse Reproduction vor uns zu haben). „So erscheinen uns die rohen Pinselstriche einer Theaterdekoration, die in den oberflächlichsten Umrissen das Bild einer Landschaft andeuten, aus der Ferne und bei Lampenlicht gesehen in der vollen Naturtreue der wirklichen Landschaft." (ibid.). Es gewinnen hier also die associierten Glieder b und c auf ganz unmittelbare Weise Erkenntniswert, indem sie als Merkmale von Objecten angesehen werden, welche die Wahrnehmung uns nicht liefert. Wir haben hier also schon, wenigstens dem Resultat nach, den Analogieschluss in seiner elementarsten Gestalt vor uns, indem die Übereinstimmung in gewissen Elementen dazu führt, auch die in anderen anzunehmen, freilich ohne dass auch nur das geringste Bewusstsein von den Prämissen vorhanden ist.

Diese Ergänzung eines gegenwärtigen Vorstellungsverlaufes durch unbewusste Reproduction eines ähnlichen früheren kann nun aber auch eine andere Richtung nehmen. Es vermögen nämlich mit Vorstellungen sich nicht nur wieder Vorstellungen, sondern auch motorische Vorgänge zu verbinden und zwar so fest, dass das blosse erneute Auftauchen der Vorstellungen sofort zum Vollzug der Thätigkeit überführt. Was geht z. B. bei der Dressur eines Tieres vor? Auf künstlichem Wege (durch Gewalt, durch List u. s. w.) werden gewisse Handlungen des Tieres hervorgerufen (so beim Pferde das Sichstellen auf die Hinterbeine) und gleichzeitig gewisse Sinnesvorstellungen geweckt (etwa die Gesichtswahrnehmung einer vom Dresseur hochgehaltenen Peitsche); dies wird öfters wiederholt, so dass die Gesichtswahrnehmung mit der Bewegung eine Verbindung eingeht. Sieht nun wieder einmal das Pferd die Peitsche in der bekannten Stellung, so tritt dadurch die alte Verbindung in Actualität und läuft vollständig ab, d. h.,

führt unmittelbar zu der damit zusammenhängenden Bewegung: das Pferd hebt die Vorderbeine in die Höhe.

Wie auf dem oben beschriebenen Prozess die primitivste Erkenntnisthätigkeit beruht, so auf letzterem alle ursprüngliche motorische Regsamkeit des Menschen, soweit sie nicht reine Reflexbewegung ist. Beide kann man unter dem Namen der unwillkürlichen analogistischen Ergänzung zusammenfassen.

Es giebt übrigens auch psychische Thätigkeiten, in denen diese zwei Arten analogistischer Ergänzung gemeinschaftlich auftreten. So sagt das kleine Kind beim Anblick eines weiblichen Wesens: „Mama"; warum? Weil früher die Lautvorstellung und die Äusserung dieses Wortes mit der Gesichtsvorstellung eines weiblichen Wesens einige Male gleichzeitig gewesen war. Allerdings hat das Kind absolut kein Bewusstsein davon, dass die jetzige Wahrnehmung mit einer früheren übereinstimme, die ebenso benannt worden sei; vielmehr zieht die erneute Gesichtsvorstellung die Lautvorstellung unmittelbar mit sich ins Bewusstsein und die Lautvorstellung, die stets im Anschluss an die entsprechende Äusserung dagewesen war, führt auch jetzt wieder direct zu einer Verlautbarung, also einer Thätigkeit, über: d. h. der gegenwärtig gesehenen Frau wird die Bezeichnung „Mama" beigelegt.*)

Eigentümlicher Weise nun ist eine solche analogistische Ergänzung, obwohl sie schon eine Art Analogieschluss in sich enthält, dennoch eine

---

*) Schon G. Vico (Grundzüge einer neuen Wissenschaft u. s. w., deutsch von Weber S. 135) bemerkt: „Es ist Natur der Kinder, dass sie nach und mit den Ideen und Namen von jenen Männern, Frauen und Dingen, welche sie zuerst kennen gelernt, nachher alle diejenigen Männer, Frauen und Dinge auffassen und benennen, welche mit jenen ersten einige Aehnlichkeit oder Beziehung haben."

primitivere, weniger komplizierte Thätigkeit als jene, die zum blossen Konstatieren von Ähnlichkeiten, zum blossen Bilden von Analogieen führt; ja letztere geht aus ersterer als deren höhere Entwicklungsstufe hervor.

Der Vorgang, wie er bisher geschildert wurde, hatte zur Voraussetzung, dass die der neuen Wahrnehmung eigenmächtig hinzugefügten Elemente thatsächlich ergänzt werden können. Allein das ist nicht immer der Fall. Denken wir uns wieder das Kind, in welchem sich an den erneuten Anblick eines weiblichen Wesens die frühere Association der Lautvorstellung „Mama" anzuschliessen strebte. Denken wir uns ferner, zu dem Vorstellungskomplex seiner Mutter gehöre auch eng die Vorstellung einer kleinen Gestalt. Diese würde nun ohne weiteres dem jetzt gesehenen Wesen beigelegt werden. Aber die directe Wahrnehmung liefert nun schon eine Bestimmung von deren Gestalt und zwar, wie wir annehmen wollen, die einer grossen Figur. So ist denn die Anschmelzung des Merkmals „kleine Gestalt" unmöglich und der unbewusste Analogieschluss unvollziehbar. Der Mensch in den ersten Lebensstadien steht dann dieser Erscheinung hilflos gegenüber, allein allmählich sucht er sich den neuen Verhältnissen anzupassen; die Nichtübereinstimmung eines wahrgenommenen Merkmals b und eines associierten c_1 leitet bei ihm nun eine neue psychische Thätigkeit ein. Er erkennt, dass die frühere Verbindung a_1 c_1 und die jetzige a b nicht verschmelzbar sind und er scheidet sie somit als zwei Wahrnehmungen. Er bemerkt, dass a und a_1 nicht identisch, sondern nur gleiche Teile verschiedener Vorstellungsgruppen sind, kurz, er wird sich dessen bewusst, dass a_1 c_1 nichts ist als eine Reproduction, und er sagt: die neue Wahrnehmung a b erinnert mich an die alte a_1 c_1. Bewusste Erinnerung findet also erst

dann statt, wenn der schlussähnliche Vorgang gehemmt ist, sie ist ein höherer psychischer Akt als jener. So sagt Wundt*) „der Hörer eines Vortrags ergänzt die mangelhaft gehörten Laute und bemerkt diese Hülfe, die ihm die Reproduction gewährt, in der Regel erst, wenn ihm ein Missverständniss begegnet," d. h., wenn er die Unvereinbarkeit der Wahrnehmung mit der associierten Vorstellung erkennt. Das Eintreten der Erinnerung beruht also auf zwei Voraussetzungen: Damit eine frühere Vorstellung reproduciert werden kann, muss sie mit einer gegenwärtigen einige Merkmale übereinstimmend haben; damit sie als blosse Reproduction aufgefasst werden kann, muss sie in einigen Merkmalen von der gegenwärtigen sich unterscheiden. Je nachdem nun die einen oder anderen Elemente im Vordergrunde stehen, wird der Character des Erinnerungsbildes bestimmt. Legt man auf jenes Element die Hauptbetonung, durch welches Wahrnehmung und Reproduction sich unterscheiden, so haben wir die sogenannte Ideenassociation dureh Contiguität in Raum und Zeit (so wenn man beim Anblick eines Ortes an ein Ereignis denkt, das sich dort zugetragen, wenn man beim Vernehmen des Wortes „Hermann" an „Dorothea" erinnert wird.) Ist man sich aber vornehmlich dessen bewusst, dass die beiden Vorstellungskomplexe in gewissen Elementen übereinstimmen, so ist eine Association durch Ähnlichkeit gegeben;**) ja die Möglichkeit des Ähnlichkeitsbegriffs beruht zum allergrössten Teile auf dieser Art von Erinnerung.***)

*) A. a. O. S. 367.

**) E. ähnl. Erklärung d. Associationsformen giebt Wundt, Philos. Stud. VII.

***) Ich sage „zum grössten Teile"; denn zur Constatierung einer Aehnlichkeit ist es garnicht immer nötig, dass die eine der verglichenen Vorstellungen erst durch die Erinnerung geliefert werde; vielmehr können zwei gleichzeitige Wahrnehmungen

Der Unterschied zwischen Ähnlichkeit und Analogie wird nun darin gefunden, dass jene von der Übereinstimmung der Einzelmerkmale, diese von der Übereinstimmung der Verhältnisse zwischen denselben gelte.*) Indessen ist der Unterschied ein fliessender. Fast nie beschränkt sich eine Ähnlichsetzung nur auf ein oder mehrere isolierte Merkmale, sondern schliesst meist auch deren Beziehungen in sich ein. Eine blosse Ähnlichkeit könnte man höchstens bei einzelnen Sinneseindrücken, z. B. zwei Farben, zwei Tönen u. s. w. constatieren. Aber schon Übereinstimmung von Gestalten müsste man zu den Analogieen zählen. Wenn wir die Gesichtszüge eines Kindes denen seines Vaters „ähnlich" finden, so ist keine einzige Linie, isoliert betrachtet, gleich, vielmehr sind sie am Kinde alle kürzer, und die Gleichheit erstreckt sich nur auf die Richtungsunterschiede der Linien, auf die Winkel, auf die Stärke der Krümmungen, kurz, lediglich auf die Verhältnisse. Wenn man ferner die Geliebte als die „Sonne des Lebens" bezeichnet, so ist dies keine eigentliche Ähnlichkeit, sondern eine Analogie, denn die Übereinstimmung bezieht sich auf den Zusammenhang, welcher zwischen dem genannten Gegenstand und der in uns erzeugten Glut oder heiteren Stimmung obwaltet. In dieser Weise lässt sich mit verschwindenden Ausnahmen jede Ähnlichkeit in ein Analogie-Verhältnis auflösen; genügt doch für letzteres, dass unter den übereinstimmenden Elementen sich auch Beziehungen

auch als ähnlich befunden werden. In diesem Falle ist das räumliche Auseinander das hauptsächlichste trennende Merkmal, welches ein Identifizieren der beiden Wahrnehmungen unmöglich macht. Allein die weitaus meisten Aehnlichkeiten beruhen auf successiven Wahrnehmungen, deren eine als Erinnerungsbild vorhanden ist. Selbst scheinbar gleichzeitige Eindrücke verwandelt man oft in successive dadurch, dass man die Aufmerksamkeit zwischen ihnen wechseln lässt.

*) Aristoteles Metaph. θ 6. 1048 b. 7.

zwischen Einzelmerkmalen befinden. Früher hatte die Analogie allerdings eine engere Bedeutung, indem sie sich nur auf rein quantitative Verhältnisse bezog;*) allein der moderne wissenschaftliche Sprachgebrauch weist ihr einen erweiterten Sinn zu, und in diesem soll sie hier immer besprochen werden.

Das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung ist also:

Damit wir zwei Vorstellungskomplexe in Analogie setzen oder eine Analogie zwischen ihnen bilden, sind folgende vier Bedingungen nötig:

Erstens muss die Möglichkeit geboten sein, dass der eine Komplex durch den anderen (willkürlich oder unwillkürlich) reproduciert wird, d. h. beide müssen übereinstimmende Elemente besitzen.

Zweitens müssen im Bewusstsein diese übereinstimmenden Glieder vorherrschen.

Drittens müssen sie mindestens zum Teil durch Beziehungen zwischen den Einzelmerkmalen gebildet werden.

Viertens endlich müssen die unterscheidenden Elemente doch einen solchen Einfluss auf den Vorstellungsverlauf besitzen, dass die beiden Komplexe als zwei getrennte auseinandergehalten werden.

Dnrch die erste Bedingung wird jedwede Erinnerung überhaupt erst möglich gemacht, die zweite bezeichnet den Unterschied zwischen Ideenassociation durch Contiguität und der Ähnlichsetzung im allgemeinen, die dritte unterscheidet die Ähnlichsetzung im allgemeinen von der Analogiebildung im besonderen, und die vierte stellt die

*) Aristoteles braucht das Wort *ἀναλογία* lediglich in quantitativem Sinne, während er für qualitative Verhältnisse den Ausdruck *τὸ ἀνάλογον* hat. (S. z. B. Metaph. *N.* 6. 1093 b. 18.) Kant dagegen unterscheidet Analogie von der Proportion gerade durch den qualitativen Charakter. (Krit. d. r. Vern. 222.)

Abweichung dar, die zwischen der Analogiebildung und der unwillkürlichen analogistischen Ergänzung besteht.

Verschiedene Arten von Analogiebildungen werden nun dadurch bestimmt, dass die sie erzeugende Reproduction, sowohl willkürlich als auch unwillkürlich sein kann. Denn wird schon durch den vom Willen unbeeinflussten Vorstellungsverlauf eine Fülle von Analogieen hervorgerufen, so sind andererseits fortwährend mannigfaltige Motive wirksam, die absichtlich der Reproduction eine zu solchen Gebilden führende Richtung verleihen. Man kann nun wiederum zwei Gruppen derartiger Beweggründe unterscheiden:

1. Beweggründe, denen es an der Erzeugung der Analogieen an und für sich allein liegt, denen sie also Selbstzweck ist,
2. Beweggründe, die in derselben nur ein Mittel finden zur Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse, denen sie also nur ein Durchgangspunkt zu weiteren Thätigkeiten ist.

Wie aber vermag die Analogie zu einem solchen Durchgangspunkt zu werden? Einfach dadurch, dass sie eine Ausgestaltung erfährt, wie wir sie schon in elementarster Form oben gefunden hatten: sie erhält wieder eine Ergänzung, nur dass diese jetzt nicht unwillkürlich, sondern unter dem Einfluss des Willens, ja auf dessen Antrieb hin sich vollzieht. Der Mensch sucht also zu einem gegenwärtigen Wahrnehmungsinhalt einen analogen früheren und benutzt dann Elemente dieses letzteren, um damit Lücken des gegenwärtigen Komplexes auszufüllen. Hier gewinnt erst der Beziehungscharakter des gesamten Analogievorgangs eine fundamentale Bedeutung, denn die Ergänzung wird dadurch allein möglich, dass man zwischen dem ergänzten Elemente und einem anderen der augenblicklichen Wahrnehmung eine gleiche Beziehung

voraussetzt, wie sie zwischen den zwei entsprechenden Elementen der reproducierten Vorstellung bestehen. Die Ergänzung kann nun wiederum (ebenso wie oben) entweder durch eine Vorstellung oder durch eine Thätigkeit gebildet werden; letzteres findet nur in beschränkter Weise Anwendung, dagegen ist die erstere Art der Ergänzung als Analogieschluss zum wichtigsten Werkzeug des gesamten menschlichen Erkenntnislebens geworden.

So zerfällt denn die Analogiethätigkeit der menschlichen Psyche in zwei grosse Hauptgebiete: in das (unwillkürliche oder willkürliche) Bilden von Analogieen und in die (unwillkürliche oder willkürliche) Ergänzung durch Analogieen, welch' letzteres Gebiet zum weitaus grössten Teile von dem Analogieschluss eingenommen wird.*)

Obwohl ich bei einer summarischen Übersicht auf die einzelnen angedeuteten Thatsachen nicht ausführlicher einzugehen brauche, so muss ich doch schon an dieser Stelle einen Punkt hervorheben, der die zwischen den Einzelgebieten obwaltenden Beziehungen zum Gegenstande hat. Die verschiedenen Analogiephänomene sind nämlich nichts weniger als starr gegeneinander abgeschlossene Gebilde; vielmehr bestehen zwischen ihnen fliessende Übergänge und eine Reihe von Zwischenstadien; wir sehen dieselben Vorstellungsgruppen bald in dieser bald in jener Form, ja die Unbestimmtheit der naiven Denkungsweise hat sogar oft zur Folge, dass man nicht mit Sicherheit sagen kann, welcher

*) Schon Vico hat diese Zweiteilung im wesentlichen erkannt, nur dass er die unwillkürliche analogistische Ergänzung, die der Analogiebildung vorangeht, übersah. Er sagt (a. a. O. S. 267). „Die Ordnung der menschlichen Ideen ist, auf die ähnlichen Dinge aufmerksam zu sein, zunächst um sich deutlich zu machen, sodann um zu beweisen, und zwar zunächst durch das Beispiel, das sich mit einem einzigen ähnlichen Gegenstande begnügt, zuletzt durch die Induction, die deren mehrere bedarf."

Gattung ein Denkprozess angehört. Dies zeigt sich schon bei dem Verhältnis des unbewussten zum eigentlichen Analogieschusse. Nicht nur bei verschiedenen Personen, sondern auch in einem Individuum zu verschiedenen Zeiten wird dieselbe Folgerung bald ganz mechanisch, bald unter klarster Auffassung der Prämissen vollzogen. Auch sind völlige Unbewusstheit und ganz deutliches Bewusstsein nur Anfangs- und Endpunkt einer langen stetigen Reihe, deren mannigfaltige Phasen beim Zustandekommen des Schlusses wirksam sein können. Wegen dieser fliessenden Übergänge wird die Erörterung, welche wir der primitivsten Gestalt der analogistischen Ergänzung, der unwillkürlichen, widmen, von der der vollkommneren nicht gut zu trennen sein.

Viel bedeutungsvoller noch für das gesamte Gefüge volkstümlichen Denkens sind jene Übergangsbeziehungen, die sich zwischen der blossen Analogiebildung und dem Analogieschluss finden. Es giebt eine grosse Klasse von Analogieschlüssen, welche aus der Übereinstimmung mehrerer Elemente nicht die Übereinstimmung weiterer Einzelelemente, sondern die Identität der beiden verglichenen Vorstellungen, bezw. ihre Zugehörigkeit zu derselben Gattung folgern. Derartige Gedankenprozesse zeigen nun eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem Prozess des blossen Analogie-Bildens, eine Verwandtschaft, die oft Vermischungen, Verwechselungen, Vertauschungen der beiden Denkformen verursacht. Ungenauigkeit ist eines der hervorstechendsten Merkmale des naiven Denkens, das in seinen mannigfachen, oft höchst eigentümlichen Folgen noch nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Die Vernachlässigung dieses Merkmals hat zu manchen schiefen Auffassungen geführt, indem man naiven Denkprozessen eine Schärfe und Bestimmtheit unterlegte, die sie in Wirklichkeit

nicht besassen, und ihnen eine genau umgrenzte Bedeutung zuschrieb, während sie nur in einem tappenden unsicheren Schwanken bestanden. Ein solches Schwanken nun tritt vielleicht am drastischsten zu Tage zwischen der blossen Analogie und dem über sie hinausgeführten Schlusse. In der blossen Ähnlichsetzung ist schon eine starke Tendenz vorhanden, zur Gleichsetzung überzugehen. Bald wird sie ausdrücklich vollführt, bald ausdrücklich unterlassen; oft aber ist der denkende Mensch sich selbst durchaus nicht klar darüber, in welchem Sinne er die Beziehung zwischen den verglichenen Vorstellungen auffasst. Ein deutliches Spiegelbild dieser Unbestimmtheit ist die sprachliche Formulierung. Während es zahlreiche Ausdrucksweisen giebt, die unzweideutig die blosse Ähnlichsetzung bezeichnen (der Berg erinnert mich an einen Zuckerhut, er sieht aus wie ein Zuckerhut, er gleicht einem Zuckerhut, er ist einem Zuckerhute ähnlich), erscheint zur Bezeichnung der Gleichheit meist die Copula. Indessen drückt dieses vieldeutige Wörtchen nicht, wie man früher annahm, einzig und allein Identität oder Subsumtion aus, sondern kann zur Benennung von fast allen denkbaren Beziehungen zwischen zwei Vorstellungen verwandt werden. Wenn nun der Mensch eine solche Beziehung durch die Copula ausspricht, so ist damit nicht nur für den Hörer unbestimmt geworden, in welchem speziellen Sinne er den Zusammhang auffassen soll, sondern sogar der Redende selbst ist sich durchaus nicht immer klar bewusst, welche Beziehung er denkt. Und war ihm dies auch ursprünglich klar, so wird doch durch den Gebrauch jener Partikel die Möglichkeit ausserordentlich nahe gelegt, allmählich eine andere Beziehung dem Ausdruck unterzuschieben. Wenn daher zwei Vorstellungen, die in gewissen Elementen übereinstimmen, durch die Copula verbunden sind, so beweist dies noch nicht,

dass stricte Identität gemeint ist; vielmehr kann auch blosse Analogie oder auch ein zwischen beiden liegendes Mittelding unbestimmt gedacht sein. Die Vorstellung ist dann gleichsam in der Schwebe zwischen Ähnlichkeit und Gleichheit, sie laviert hin und her zwischen bildlichem und eigentlichem Sinne. Wenn Kinder, welche ein Spiel veranstalten, die Rollen verteilen mit den Worten: Ich selbst bin die Mutter, du bist der Vater, du bist die Magd u. s. w., so geschieht dies mit einem solchen Ernst, dass sie sich beinah wirklich für identisch mit den gedachten Personen halten, wobei aber doch nicht völlig das Bewusstsein der blossen Annahme, der Analogiebildung verloren geht. Von einem Portrait sagt man: Dies ist mein Vater; und obwohl man genau weiss, dass jenes nur ein dem Vater ähnliches Gebilde ist, so legt man doch in die Ähnlichkeit auch eine gewisse Solidarität zwischen beiden hinein, so dass z. B. eine Verletzung des Bildes so empfindlich wirkt, als würde das lebende Wesen davon betroffen. Und bekannt sind die Folgen, welche die verschiedenartige Auffassung der Copula in den neutestamentarischen Worten: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut" (vom Brot und Wein) nach sich gezogen hat.

Ein Gleiches geschieht, vielleicht in noch stärkerem Masse, bei der Metapher. Hier wird der Gegenstand der neuen Vorstellung gar nicht mehr genannt, sondern sogleich durch die reproducierte ersetzt. Und auch hier finden sich alle Phasen vertreten: Das klare Bewusstsein, dass man nur ein Bild gebraucht und damit das Object selbst garnicht bezeichne, ein unbestimmtes In-der-Mitte-Schweben und endlich gänzliches Vergessen der Bildlichkeit und Übergehen in volle Identität. Der Laie hat bei Anwendung des Wortes „Eindruck" keine klare Vorstellung davon, ob er in der That eine von den äusseren Objecten in seine Psyche

eingedrückte Spur oder nur einen dem irgendwie analogen Vorgang meint.*) Insbesondere findet sich dieses unsichere In-der-Mitte-Schweben bei der Übertragung menschlicher und seelischer Eigenschaften auf die leblosen Objecte der Aussenwelt. Während die naive mythologische Anschauung Bäume, Steine und Quellen mit seelenbegabten Wesen identificiert, sind jene fortwährenden Personificationen, wie sie die Sprache gebraucht, nicht mehr ganz aufrichtig gemeint, aber ebensowenig klar als Bilder gedacht; es ist eine verwaschene unbestimmt hin- und herschwankende Vorstellung, wenn man den Donner „grollen" und den See „lächeln" lässt, wenn man findet, dass die Sonne es „zu gut" meine oder der Regen nicht aufhören „will". Die besonders ausgebildete Fähigkeit zu solchen Personificationen „mit Vorbehalt"**) begründet den Character der ästhetischen Weltauffassung, und der Dichter kann daher Tiere, Wasser und Pflanzen sprechen lassen und mit allen möglichen menschlichen Eigenschaften ausstatten, ohne einerseits in den mythologischen Aberglauben zu verfallen, und ohne andererseits eine klare Vorstellung von dem rein allegorischen Character seiner Gebilde zu haben. Einem gleichen Gedanken giebt Friedr. Vischer in Bezug auf „das Symbol" Ausdruck:***) „Dem unfreien Bewusstsein ist es recht eigentlich und ganz Ernst mit seiner Verwechselung, jetzt aber ist die Rede von einem freien Bewusstsein, dem es mit der Hinüberver-

*) Von dem entsprechenden Terminus in der griechischen Sprache „τύπωσις" führt Eucken in der (Geschichte der philosophischen Terminologie an: „Für Plato und Aristoteles war es ein blosses Bild, wenn sie das Verbleiben der Vorstellung im Gedächtnis mit dem eines Siegelabdrucks in Wachs verglichen, aber bei den Stoikern vergröberte sich diese Auffassung" und wurde als bare Münze genommen.

**) So nennt sie Friedr. Vischer.

***) Philosophische Aufsätze, Ed. Zeller gewidmet S. 169.

setzung der eigenen Seele in einen Gegenstand nur — wie soll man sagen? halb Ernst, nur schwebender Ernst, nur im Moment der ästhetischen Stimmung Ernst ist."

Endlich sei ganz kurz der Gebrauch einiger Termini erläutert, die uns im Folgenden öfters begegnen werden, sie sollen die Gebiete bezeichnen, auf denen und zwischen denen die Analogie Anwendung findet. Die gesamten Thatsachen unserer Erfahrung lassen sich bekanntlich am besten in die beiden Gruppen der äusseren und inneren Erfahrung zerlegen. Da nun zu jedem Analogieprozess zwei Vorstellungskomplexe nötig sind, so ergeben sich, je nach der Zugehörigkeit derselben zu den genannten Erfahrungsgebieten, vier Arten von Analogieen, die ich folgendermassen benennen will:

1. Äussere Analogie; beide Komplexe sind der äusseren Erfahrung entnommen (Bezeichnung des Kameels als Schiff der Wüste).

2. Objectivistische Analogie; der reproducierende Komplex gehört der inneren, der reproducierte der äusseren Erfahrung an, d. h. es werden Objecte der Aussenwelt herbeigezogen, um von seelischen Zuständen eine klarere Anschauung zu gewinnen, oder um von ihnen etwas neues auszusagen (s. z. B. oben die Ausführungen über die Analogiebildung „Eindruck"),

3. Subjectivistische Analogie; der umgekehrte Vorgang: Ausseren Thatsachen werden innere subjective untergeschoben (dies ist vielleicht die wichtigste und verbreitetste Art der Analogie, auf ihr beruht alle Personification und Mythenbildung).

4. Innere Analogie: Zustände unseres Innenlebens werden mit einander verglichen (hierher gehört z. B. die Analogie der Empfindungen).

Zweites Kapitel.

Bildung von Analogieen.

I.

Unwillkürliche Bildung von Analogieen.

Der unbewusste Analogieschluss, jener psychische Prozess, durch welchen einer neuen Wahrnehmung unmittelbar Bestandteile einer alten ähnlichen beigelegt werden, ohne dass jedoch diese alte als solche gesondert ins Bewusstsein käme, wird uns wegen der vielen Fäden, die ihn mit dem eigentlichen Analogieschluss verknüpfen, erst später beschäftigen. Bei ihm ist die Reproduction natürlich eine unwillkürliche, da die reproducierte Vorstellung überhaupt nicht die Schwelle des Bewusstseins überschreitet. Wird nun der Vollzug jenes Schlusses, wie oben beschrieben, dadurch gehemmt, dass gewisse Merkmale der alten mit solchen der neuen Vorstellung unvereinbar sind, so führt die unwillkürliche Reproduction nur dazu, dass die beiden Vorstellungen als ähnlich aufgefasst werden, bezw. dass zwischen ihnen eine Analogie gebildet wird. Während also ein kleines Kind beim Anblick eines gezeichneten Kreises sofort ausruft „Teller" und damit einen Schluss vollzieht, wird der erwachsene Mensch, angenommen, dass überhaupt durch den Kreis die Vorstellung des Tellers in ihm reproduciert wird, sich begnügen zu sagen: diese Zeichnung erinnert mich an einen Teller, indem ihm sofort beim Auftauchen des Vorstellungskomplexes „Teller" auch das Material,

die Vertiefung u. s. w. ins Gedächtnis tritt und er den Widerstreit dieser Merkmale mit der vorliegenden Wahrnehmung erkennt.

Der primitive Analogieschluss muss also um so weiter vor der Konstatierung von Analogieen zurückweichen, je mehr die Fähigkeit genauerer Wahrnehmung und klarerer Erkenntnis sich vervollkommnet. Denn mit der grösseren Anzahl der Merkmale einer Vorstellung, die ins Bewusstsein gelangen, verringert sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Übereinstimmung mit den Merkmalen der früheren Vorstellung durchgängig und widerspruchslos ist; andererseits erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass wenigstens einige Elemente Übereinstimmung zeigen, und so haben wir hier eine Hauptquelle für jene Fülle von Bildern, Vergleichungen u. s. w., an denen das naive Denken so reich ist.

Ist also für die tiefste Stufe des naiven Denkens bei Mensch und Tier der unbewusste Analogieschluss ein hervorstechendes Merkmal, so characterisiert sich eine fortgeschrittenere (aber immer noch verhältnismässig niedere) Entwicklungsphase durch das Auftreten und das Vorherrschen von Analogie-Bildungen infolge unwillkürlicher Reproduction. Hierdurch erhält das Denken zum Teil jene besondere Färbung, welche man am besten als „Bildlichkeit“ oder „Gegenständlichkeit“ bezeichnen kann. Es besteht nämlich bei dem naiven Menschen die Neigung, in Schilderungen nicht die einzelnen Merkmale des zu schildernden Gegenstandes aufzuzählen, sondern ihn in Analogie mit anderen Gegenständen zu bringen, mit denen er die Merkmale gemeinsam hat. So sagte ein mir bekannter kleiner Franzose von etwa 14 Jahren, als er in humoristischer Weise einem Jahrmarktsausrufer nachahmte und zur Betrachtung eines Wilden aufforderte: „Entrez

messieurs et regardez ce monstre, il a une tête comme une citrouille, des cheveux comme des carottes et des doigts comme une araignée. Wir sehen hier also anstatt der einfachen Angaben: runder Kopf, strähnige Haare, dünne Finger, eine Reihe von Vergleichungen angeführt. Dies sind Bezeichnungen der Vorstellungen, welche vermöge der Gleichheit einiger Elemente reproduciert wurden. Das kindliche und überhaupt das natürliche Denken überlässt sich eben ganz passiv den auftauchenden Erinnerungen, es kennt nicht jene Selbstzucht, durch welche das wissenschaftliche Denken eine ungeheure Arbeitsersparnis möglich gemacht hat, indem es alles nicht zur Sache Gehörige streng ausschied und unterdrückte. Nein, der naive Mensch ist nicht ein rastloser Arbeiter, der sein Ziel auf dem kürzesten und schnellsten Wege zu erreichen sucht, er ist ein Spaziergänger, der nichts zu versäumen hat und daher hundertmal vom geraden Pfade abweicht, keine Blume ungepflückt, keinen Ausblick ungenossen lässt. Bei jedem Gegenstande, zu dem sein Denken gelangt, gönnt er sich Zeit um ähnliche Vorstellungen an die er sich erinnert, in den Brennpunkt des Bewusstseins treten und sich völlig ausleben zu lassen.*)

Es ist auch psychologisch betrachtet jene Gegenständlichkeit des Denkens elementarer als die Angabe von Merkmalen, welche sie ersetzen

*) Auch manche der sogenannten Volksetymologieen sind deutliche Zeugnisse dafür wie der nicht methodisch denkende Mensch sich jeder beliebigen irgendwie anklingenden Reproduction kritiklos überlässt. So wurde im Studentenliede aus der Tabaksfabrik zu Apolda ein „Apollo, der den Knaster präpariert"; (K. G. Andresen, über Deutsche Volksetymologieen S. 44) und ein Kind stellte einst, wie Agathon Keber berichtet, (Zur Philosophie der Kindersprache 1868 S. 39) die Frage: „ein Actuarius ist wohl einer der Aquariums macht?" Auch die bekannte Misdeutung der Wochentage Dienstag und Freitag gehört hierher.

soll. Denn zu letzterem gehört vor allem Abstraction, d. h. Loslösung einiger Elemente aus einem festen Vorstellungskomplex und Auffassung derselben als einer selbständigen Vorstellung. Derartige Einzelglieder vermögen sich aber nur dann loszulösen und zu verselbständigen, wenn sie oft als Bestandteile einer grösseren Anzahl von Gesamtvorstellungen aufgetreten sind, und hierzu ist das Bewusstwerden der letzteren von Nöten. Die Abstraction verlangt also die Reprodcution mehrerer Vorstellungen, die in gewissen Elementen übereinstimmen, die Analogiebildung kann schon erfolgen bei Reproduction einer einzigen und ist somit früher als jene möglich. Die Bildlichkeit des Denkens bedarf keiner Lostrennung der gleichen Elemente; hier entscheidet nur der allgemeine Eindruk der Ähnlichkeit, der sich garnicht der Merkmale bewusst zu sein braucht, durch welche diese Ahnlichkeit hervorgebracht wird.

Später werden wir übrigens ausser diesen passiven unwillkürlichen Reproductionen auch aktiv wirkende Motive kennen lernen, welche Gegenständlichkeit des Denkens herbeiführen.

Welches sind nun die Gebiete, denen die hier behandelte Analogiebildung ihre Gegenstände entlehnt? Da der ganze Act nur in dem ungewollten Wieder - Bewusstwerden früherer Vorstellungskomplexe besteht und von einer absichtlichen Auswahl derselben keine Rede sein kann, so werden naturgemäss die Objecte der reproductiven Thätigkeit einzig und allein durch die Leichtigkeit bestimmt, mit der eine früher dagewesene Vorstellung über die Schwelle des Bewusstseins zu treten vermag. Die Vorstellungen also, die dem Denken am schnellsten zur Verfügung stehen, die durch häufige Anwendung am geläufigsten geworden sind, oder die im Interesse des Individuums einen hervor-

ragenden Platz einnehmen, sie liefern das Material für die Analogiebildungen durch unwillkürliche Reproduction.

Diese bevorzugte Sonderstellung gewisser Vorstellungskreise ist nun entweder das Resultat vorübergehender seelischer Zustände, oder aber die Folge dauernder Einrichtungen und Verhältnisse. Zu den ersteren gehören vor allem die Zustände der Erwartung, Hoffnung und Furcht. Jeder weiss es aus eigener Erfahrung, wie man in diesen Stimmungen an einer beliebigen Wahrnehmung sofort Ähnlichkeiten mit dem erwarteten, erhofften oder gefürchteten Gegenstand zu finden glaubt. Allein die Psyche bleibt hier fast nie bei der blossen Konstatierung von Ähnlichkeiten stehen, sondern schreitet dazu fort, auch den wahrgenommenen mit dem erwarteten Gegenstand zu identificieren; wir begegneu hier also dem elementaren Analogie-Schluss und werden daher die Illusionen an einer späteren Stelle zu besprechen haben*).

Anders jene Ideenkreise, die beständig nahe der Schwelle stehen und deswegen zu allen Zeiten für Reproductionen am leichtesten disponibel sind. Da nehmen denn bei allen Menschen die Vorstellungen einen ganz besonderen Rang ein, die sich auf die menschliche Person beziehen. Steht doch das eigene Ich im Mittelpunkt der gesamten Gedankenwelt, und sind es doch wiederum von den Gegenständen seiner Umgebung die Mitmenschen, die sein Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Die Regungen des Inneren und die Teile des Körpers werden sich daher besonders leicht als Reproductionen einstellen und das Hauptkontingent zu den unwillkürlich auftauchenden Analogieen bilden. Ausserdem aber hat ein jeder Mensch noch einen besonderen

*) S. Drittes Kapitel I a.

Schatz solcher Vorstellungen, die durch seine Beschäftigungsweise, seine Umgebung, seinen Stand bestimmt werden und gewissermassen immer sprungbereit liegen, um bei dem geringsten Anlass hervorzustürzen. Die Gedankengänge, in denen sich der Hirt von Jugend auf bewegt, sind andere als die, in welchen der Jäger heimisch ist; Ackerbauer und Arbeitsmann, Flachländer und Bergbewohner, sie alle werden durch neue Wahrnehmungen meist an Ähnlichkeiten gemahnt, welche aus ihren speciellen Thätigkeitsgebieten entnommen sind. Die Griechen bewohnten ein rings von der See umspültes Land. Die Anschauungen und Eindrücke, welche das Meer bot, gingen schon dem Kinde in Fleisch und Blut über und waren dem Erwachsenen Tag für Tag gegenwärtig; die entsprechenden Vorstellungen traten daher auch mit Sicherheit ins Bewusstsein, sowie ein neuer Eindruck nur in wenigen Punkten mit ihnen Übereinstimmung zeigte. Dies beweisen die Metaphern der griechischen Sprache.

Es sind also die Analogiebildungen, zu denen ein Individuum durch unwillkürliche Reproduction veranlasst wird, in gewissen Beziehungen ein Spiegelbild des Milieu's, in welchem es sich bewegt.

Ich möchte nicht von der Betrachtung der unwillkürlichen Analogiebildung scheiden, ohne zwei besondere Anwendungsarten derselben erwähnt zu haben, die von den oben behandelten wesentlich differieren. Hatten wir nämlich bisher vorausgesetzt, dass die psychischen Elemente, welche den beiden verglichenen Complexen gemeinsam sind, in Vorstellungen bestehen, so trifft dies nicht zu auf die sogenannten Analogieen der Empfindungen nnd auf die Analogieen zwischen Zeit und Raum.

Mit dem ersten Namen bezeichnen wir die Thatsache, dass Empfindungsqualitäten verschiedener Sinne uns unmittelbar als ähnlich, als verwandt

erscheinen. Nun kann zwar der Eindruck einer solchen Verwandtschaft, namentlich zwischen genau specialisierten Empfindungen, durch deren gleichmässige Association mit denselben Vorstellungen herbeigeführt werden. Allein viel ursprünglicher, viel unmittelbarer ist jene Quelle von Empfindungsanalogieen, die aus dem gleichen ihnen anhaftenden Gefühlstone entspringt. „So erscheinen uns tiefe Töne den dunklen Farben und dem Schwarz, hohe Tone den hellen Farben und dem Weiss angemessen. Der scharfe Klang z. B. der Trompete und die Farben der erregenden Reihe Gelb oder Hellrot entsprechen sich, ebenso andererseits die dumpfe Klangfarbe dem beruhigenden Blau . . . Alle diese Analogieen der Empfindung beruhen wahrscheinlich nur auf der Verwandtschaft der zugrunde liegenden Gefühle. Der tiefe Ton, als reine Empfindung betrachtet, bietet mit der dunkeln Farbe keinerlei Beziehung dar; aber da beiden der gleiche ernste Gefühlston anhaftet, so übertragen wir dies auf die Empfindungen, die uns nun selber verwandt zu sein scheinen.“*) Eine grosse Anzahl von solchen Empfindungsanalogieen, so namentlich die zwischen Gesichts- und Gehörseindrücken einerseits und zwischen Geruchs- und Geschmacksempfindungen andererseits sind durch sprachliche Ausdrücke festgelegt worden; auf sie werden wir daher noch einmal zurückkommen müssen. (S. III. Kap. II b.)

Ein Gleiches gilt vielleicht in noch höherem Masse von den Beziehungen zwischen Raum und Zeit, so dass ich mich hier auf kurze Andeutungen

---

*) W. Wundt, Phys. Psych. I., S. 530. — Es existieren bei gewissen Individuen noch engere Zusammenhänge zwischen Empfindungen verschiedener Sinnessphären, die aber wahrscheinlich auf rein physiol. Grundlage beruhen und nicht mehr als Empfindungsanalogieen sondern als Doppelempfindungen bezeichnet werden. S. u. A. Bleuler und Lehmann, Zwangsmässige Lichtempf. durch Schall.

beschränken kann. Jene Parallelität zwischen den Verhältnissen der beiden Anschauungsformen, welche in den verschiedensten Lebenssphären immer wieder und wieder zum Vorschein kommt und schliesslich in dem Zusammenhang zwischen Arithmetik und Geometrie ihren Höhepunkt erreicht, verdankt ihren Ursprung einer völlig unwillkürlichen Analogiebildung. Bei dieser aber darf als das tertium comparationis nicht inhaltliche Gleichheit von Vorstellungen oder Gefühlen angesehen werden, sondern lediglich die Anordnung und die Reihenfolge der Vorstellungen selbst. Haben doch thatsächlich die Raum- und Zeitanschauungen keine andere Aufgabe als die formale, Ordnung zu bringen in das Chaos unserer Vorstellungswelt; und zwar übernimmt der Raum dieses Amt für die gleichzeitigen Vorstellungen (die uns insbesondere durch Gesichts- und Tastwahrnehmungen erweckt werden), die Zeit für die successiven (wobei der Gehörssinn die Führung erhält). Dass sich in diesen Anordnungen nun Übereinstimmungen finden, ist um so eher denkbar, als wir uns die Raumanschauung wesentlich durch Bewegung unserer Augen (und der tastenden Hände) erzeugt vorstellen müssen; hierdurch lösen sich die simultanen Verhältnisse in zeitliche Aufeinanderfolge auf; wir erhalten beide Male Successionen von Eindrücken, welche viele gleiche Elemente in Bezug auf Schnelligkeit, Ausdehnung, Dauer, Continuität des Verlaufs besitzen können.

Analogieen, soweit sie sich nur als Producte unwillkürlicher Reproduction darstellen, sind Augenblicksgebilde, die durch ihr Auftauchen schon ihren Zweck erfüllen und in sich durchaus nicht die Anlage tragen, dauernd und constant zu werden. Sobald daher eine derartige Consolidierung erfolgt (und dies geschieht ausserordentlich häufig, sind doch alle sprachlichen Metaphern fixierte Analogieen),

müssen andere Ursachen dazu wirksam sein, und wir haben dann eine ausgesprochene Willenshandlung vor uns. Dies ist der Grund, dass viele Analogiebildungen, die unwillkürlicher Reproduction ihre Entstehung verdanken, doch erst im nächsten Abschnitt behandelt werden können, weil ihr Bestehen durch willkürliche absichtsvolle Thätigkeit herbeigeführt worden ist.

II.

Die Analogiebildung unter dem Einfluss des Willens, als Selbstzweck.

Auf eine dreifache Art vermag der Wille die Entwicklung der menschlichen Analogiethätigkeit zu beeinflussen.

Er kann erstens die ephemeren Bildungen der unwillkürlichen Reproduction festhalten, ihnen dauernden Wert verleihen und sie zu constanten Werkzeugen des menschlichen Denkens machen; er kann zweitens, wo sich von selbst Analogieen nicht aufdrängen, auf den Verlauf der Reproduction so einwirken, dass sie zu solchen hinführt, d. h. er kann Analogieen suchen; und drittens ist er im Stande, die äussere menschliche Thätigkeit dergestalt anzuregen, dass sie Analogiegebilde selbständig schafft.

Da es nun zahlreiche Gefühle giebt, die in und durch Analogieen ihre Befriedigung finden, so hat der Wille thatsächlich in allen drei bezeichneten Richtungen, namentlich in der zweiten, eine unermessliche Wirkung ausgeübt. Von den vielfachen hierzu thätigen Motiven seien im vorliegenden Abschnitt solche behandelt, denen die willkürliche Analogiebildung lediglich Selbstzweck ist. Wir begegnen hier einer höchst intensiven psychischen Arbeitsleistung, durchflochten und compliciert mit

den verschiedenartigsten Denkacten, insbesondere dem Analogie-Schluss in seinen mannigfaltigen Formen, sodass es oft schwer hält, sie rein und von fremdartigen Bestandteilen ungetrübt der Untersuchung zugänglich zu machen.

a. Erstes Motiv:
Das Verlangen, Fremdartiges bekannten Vorstellungskreisen zu assimilieren.

Wie verrährt der naive Mensch, wenn er neue Wahrnehmungen macht, die er nicht begreift, d. h. welche mit den bishergemachten nicht sofort in Zusammenhang zu bringen sind? Nicht gleichgültig steht er einem solchen fremdartigen Eindrucke gegenüber, vielmehr bereitet ihm dessen Rätselhaftigkeit meist ein bedrückendes, ja peinigendes Gefühl, von dem er sich gern befreien will. Diese Unfähigkeit der „Apperception"*) ist vielleicht der Unverdaulichkeit einer genommenen Speise vergleichbar; wie dort dem Magen, so wird hier der Psyche ein fremdartiges Element zugeführt, das sie den übrigen nicht zu assimilieren vermag, und wie jene eine physische, so bereitet diese eine starke psychische Unbehaglichkeit. Um sich von dieser unangenehmen Empfindung zu befreien, stehen dem Menschen zwei Mittel zur Verfügung: als erstes und ursprünglichstes die Allheilerin Zeit. Es ist merkwürdig genug: Für den naiven Menschen ist Verständnis und Gewöhnung fast dasselbe. Das Bedrückende und Mysteriöse eines neuen Eindrucks kann beseitigt werden durch blosse Wiederholung, und obwohl er dadurch meist dem eigentlichen Verständnis absolut nicht näher kommt, so hört er doch auf, neu und damit Ursache unbehaglicher Gefühle zu sein.

*) Letzteres Wort in Lazarus-Steinthal'schem Sinne genommen als Einverleibung einer neuen Vorstellung in schon vorhandene Vorstellungscomplexe.

Selbst die unheimlichsten Wahrnehmungen, die dem Menschen zuerst völlig unfassbar waren und Entsetzen einflössten, werden ihm, wenn er sie täglich sieht, bald vertrauter, er glaubt ihnen allmählich näher zu kommen und empfindet schliesslich das Geheimnisvolle des Vorgangs überhaupt nicht mehr. Der naive Mensch verlangt eben nicht, dass die Erscheinungen ihm verständlich sind, sobald sie ihm nur selbstverständlich sind. Die Speise bleibt zwar unverdaulich (um mich des obigen Bildes wieder zu bedienen), aber gleich dem Morphiumsüchtigen gewöhnt sich der Mensch so sehr an sie, dass ihm der Fremdstoff zu einem notwendigen Elemente der Ernährung wird und kein Missbehagen mehr bereitet.

Diese Art des „Begreifens" findet nun namentlich in den ersten Jahren des Menschenlebens statt; das Kind sammelt so die frühesten Eindrücke und schafft sich einen kleineren Kreis von vertrauten Vorstellungen, die dann zur Grundlage für weitere Erkenntnisse werden. Auch in späteren Lebensjahren begegnet man hin und wieder diesem Assimilationsprozess, namentlich wenn die Wiederholung eine sehr häufige und gleichmässige, periodische ist. Indessen gehört zum Vollzug desselben viel Zeit, und der Mensch hat, wenn sich ihm ein neuer Eindruck darbietet, meist nicht Lust, geduldig zu warten, bis der gemächliche Vorgang von selbst abgelaufen ist.

Denn täglich ändert sich das Bild, das die Welt ihm bietet, Fremdes und Unbekanntes stürmt fortwährend auf ihn ein, und sein geringer Erfahrungskreis liefert ihm nicht den Schlüssel zu diesen Hieroglyphen. Mächtige Ereignisse vollziehen sich, die tief in sein Leben eingreifen, von denen sein Wohl und Wehe abhängt, und die er doch nicht zu fassen vermag. Er möchte so gern im Stande sein, sie zu seinem Besten zu beeinflussen;

aber wie kann er das, ehe er sie versteht, ehe er weiss, was sie sind? So treibt ihn denn überall der Wunsch nach einem Verständnis der Erscheinungen, kein theoretischer Wissens- und Erkenntnisdrang etwa, sondern der Ausfluss elementarster Triebe, das Verlangen, ein stark ausgeprägtes Unbehagen zu unterdrücken und seine eigenen Lebensbedingungen günstiger zu gestalten. Diese Triebe nun setzen seinen Willen in Bewegung und veranlassen ihn, die Verbindung zwischen dem Bekannten und Unbekannten, die sich nicht von selbst bietet, zu suchen, ja sogar gewaltsam herzustellen. Er beeinflusst willkürlich seine Reproduction, bis sie ihm Vorstellungen liefert, die mit den neuen Wahrnehmungen einige Elemente gemeinsam haben, d. h. er besinnt sich auf solche, und sobald die übereinstimmenden Merkmale hierbei in den Vordergrund des Bewusstseins treten, ist die willkürliche Ähnlichsetzung, bezw. Analogiebildung vollzogen. So wie sie gefunden ist, hört auch jedes Missbehagen auf; ein Zusammenhang ist hergestellt zwischen den schon vertrauten Ideenkreisen und dem neuen Eindruck, eine Brücke geschlagen, die aus dem unbekannten Land in bekannte Gebiete führt; und ist der Steg auch nur sehr schmal und wankend, die Kluft auch abgrundtief, die er überbrückt, der naive Mensch hat keine Augen für diese Mängel, ihm genügt es, dass überhaupt eine Verbindung vorhanden. In der That, mit den entferntesten Ähnlichkeiten, mit den gesuchtesten Vergleichungen giebt sich der Mensch zufrieden in seinem kritiklosen Streben nach Analogieen.

Bald sind es menschliche Schöpfungen, bald Vorgänge und Gegenstände der Natur, die dem Verständnis entrückt sind und durch Analogieen ihm wieder näher geführt werden sollen. Zu den ersteren gehören die Erzeugnisse der Sprache. Das Volk und kleine Kinder vernehmen oft Wörter, deren Ableitung oder Zusammensetzung

ihnen unverständlich ist. Sofort erhebt sich das Verlangen, diesen für sie toten Gebilden Leben einzuhauchen, indem man sie den Elementen des schon vorhandenen Wortschatzes anzuähneln versucht. So entstehen denn jene oft so gewaltsamen Volksetymologien, die bald nur Augenblicksgeburten sind, bald in der vulgären Umgangssprache ein Dasein fristen (ich erinnere an das in Berlin übliche „Ziehjarn"), bald aber auch, und zwar in umfangreichem Masse. in die Schriftsprache übergehen und zu einem bleibenden Bestandteil derselben werden. Derartige Volksetymologieen sind fast immer mit Änderungen des betreffenden Wortes verbunden. Der Anklang an bekannte Ausdrücke ist dem Volke eben wichtiger als die Correctheit des Klanges oder der Schreibweise. Neben Veränderungen, die nur die Orthographie betreffen (z. B. „Wehrwolf" statt „Werwolf"), finden sich Umgestaltungen des ganzen Wortlauts, und das geht oft so weit, dass schliesslich die ursprüngliche Form nicht mehr wiederzuerkennen ist. Beispiele sind unter tausend anderen*): „Sündflut" (für „Sintflut"), „Bern" und „Raben" (Städtenamen in mittelhochdeutschen Epen für die fremdklingenden Ausdrücke „Verona" und „Ravenna"), „Armbrust" (aus „arcuballista"), „Trampeltier" (aus „Dromedar"!), „Kümmel"- (statt Gimel-) Blättchen, „Wasgau" („Vogesus") u. s. w. u. s. w. Namentlich haben Fremdwörter in allen Sprachen unter derartigen Umgestaltungen zu leiden; so hat der Franzose aus dem deutschen „Sauerkraut" die Form „choucroute" (chou Kohl, croûte Kresse) gebildet, und Apotheker wissen von den absonderlichsten Volksetymologieen, die sie zu enträtseln haben, gar viel zu erzählen.

*) S. K. G. Andresen „Ueber deutsche Volketymologieen" und Max Müller „Vorles. über d. Wissensch. der Sprache", deutsch v. K. Böttger. 2. Aufl. S. 560 ff.

Recht rege ist ferner das Verlangen nach solchen Ähnlichkeiten immer gewesen und ist es noch heute beim Anblick von sonderbaren Gestalten und Formen, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiss, und dies hat zu den phantastischsten Analogiebildungen geführt. Um erst noch einmal Producte menschlicher Thätigkeit anzuführen, so sei hier der bekannten deutschen Sitte des Bleigiessens am Sylvesterabend gedacht; da werden die Zufallsbildungen des Metalls von der Phantasie zu sinnvollen Formen umgedeutet, da glaubt man Ähnlichkeiten mit Ringen und Särgen, mit Schiffen und Menschen an Figuren zu entdecken, die ein unbefangener Mensch als völlig bedeutungslos bezeichnen müsste. Ähnlich geht es mit dem krausen Liniengewirre von Mauerrissen und Baumrinden, an denen Beobachter, die Einbildungskraft besitzen, mit staunenswerter Ausdauer Entzifferungsversuche anstellen, bis sie Anklänge an alle möglichen bekannten Gestalten herausgefunden zu haben glauben.

Vor allem aber boten die Wolken mit ihren bizarren, immer wechselnden Conturen zu dieser Thätigkeit recht ergiebige Gelegenheit. Keine bessere Illustration wüsste ich hierfür, als jene bekannten Zeilen aus Hamlet (Act III Scene 2):

Hamlet: „Seht ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kameels?"

Polonius: Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel.

Hamlet: Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

Polonius: Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

Hamlet: Oder wie ein Walfisch?

Polonius: Ganz wie ein Walfisch.

Und was von Hamlet hier in überlegener Ironie, von Polonius in höfischer Geschmeidigkeit ausgesprochen wird, das äussern Angehörige aller Völker, aller Stände und aller Zeiten tausend und

aber tausend Mal ohne jeglichen Nebengedanken. Und nur in den seltensten Fällen sind die Aehnlichkeiten derart, dass sie durch unwillkürliche Reproduction zum Bewusstsein gekommen sein könnten;*) sie werden vielmehr fast immer absichtlich gesucht, oft erst in die Wolkengebilde hineinphantasiert.

Und wie den Wolken, so erging es den Mondflecken, die man bald als die Teile eines Gesichtes, bald als die ganze Figur eines Mannes auslegte, und ebenso den Sternbildern, wo aus einigen wenigen hellen Punkten Wagen, Schwerter und mancherlei Tiere zusammenconstruirt wurden.

Mit den Wolken, Sternbildern und Mondflecken haben wir nun schon ein Gebiet betreten, das zu den grossartigsten Schöpfungen des naiven Menschengeistes gehört: das Gebiet der Mythologie. Hier gelangte die absichtliche Analogiebildung zur vollsten Entfaltung, jedoch erst im Anschluss und in Verbinduug mit einem Analogie-Schlusse. Die Grundlage alles mythologischen Denkens ist nämlich jener subjectivistische Schluss, welcher äussere Vorgänge nach Analogie derjenigen Prozesse beurteilt, die am menschlichee Leibe sich abspielen. Dieses Schlussverfahren bewirkt zuerst nichts weiter, als dass der Mensch in jeder Thätigkeit von Naturkörpern den Ausfluss einer Absicht, eines zweckvollen Willens sah. Zugleich wurde ihm auch jeder Gegenstand zum Träger dieses Willens, und hiermit ist schon die unterste Stufe der Mythologie bezeichnet, die noch keine Analogie-Bildung zeigt, der Fetischismus.**) Auch der nächste Schritt ist noch ein Analogie-Schluss; der Mensch gewohnt, ein Wollen, ein zweckvolles Handeln gewöhnlich mit einer menschlichen (oder tierischen) Gestalt verbunden zu

*) Dies trifft vielleicht zu, wenn die Abendwolken am Horizont wie ein Gebirge erscheinen.

**) Das Nähere darüber s. Drittes Kap. I d.

sehen, glaubt ähnliche Gestalten auch bei anderen Wesen, die ihm mit Willen und Absicht begabt erscheinen, voraussetzen zu müssen. Da aber die übrigen Gegenstände der Natur nicht von selbst solche Formen darboten, so begann jene umfassende Thätigkeit absichtlicher Analogie-Bildung, wo alle Objecte des Himmels und der Erde nach menschlichem oder tierischem Vorbilde nicht nur beseelt, sondern auch verkörpert wurden.

Hier offenbarte sich die phantastische Schaffensgabe des Naturmenschen im grossartigsten Massstabe. Jede geringste Übereinstimmung wurde benutzt, um darauf bis in's Kleinste und Feinste ausgebildete Analogieen aufzubauen. Da ward der Blitz zur Schlange, die Sonne zu einem feurigen Wagen, im Rauschen des nächtlichen Sturmes vernahm man die wilde Jagd, im Donner glaubte man einen Kampf, der sich am Himmel abspielt, zu hören. Nach germanischer Kosmologie ist die Welt, wie Weinhold berichtet, gebildet aus den Bestandteilen eines Riesen, der Himmel aus der Hirnschale, die Erde aus dem Leibe, das Meer aus dem Blut u. s. w. Ein vorzügliches Beispiel, wie aus dem dem blossen Fetischismus diese höhere Stufe des Mythus hervorgeht, liefert uns Titus Vignoli in seinem Werk: „Mythologie und Wissenschaft", das überhaupt auf die Entstehung des Mythus höchst bedeutsame Streiflichter wirft. Er schildert dort den Ursprung der Prometheussage, wie folgt:*)

„Die Art der Feuergewinnung durch Reiben heisst im Sanskr. manthâmi (reiben, bewegen), wie sein Derivat mandala Kreis beweist, nämlich drehend reiben. Die Holzstücke, welche zum Hervorbringen des Feuers dienen, heissen pramantha „was sich dreht", arani die Scheide, in der sie sich drehen Dies sind in jener Entwicklungsphase schon

*) S. 186.

Fetische . . . . . Durch Reiben Feuer entzünden bedeutet also für den Arier den Gott, die mythische Persönlichkeit, wachzurufen und ihn von der Sonne, vom Blitz u. s. w. zur Erde niedersteigen lassen. . . . . Wer zieht also das Feuer vom Himmel? Wer hat es aus dem arani hervorgeholt? Man bemerkt auch die Ähnlichkeit zwischen den Werkzeugen zu dieser Feuerbereitung und den Zeugungsorganen. Agni (das Feuer oder dessen Personification) ist im Arani verborgen, wie die Frucht in der Gebärmutter. So wird pramantha zum männlichen Gliede, arani zum weiblichen und zu dem Acte, der sie vereinigt, der Begattung."

Selbst wenn die sichtbare Erscheinungsweise der Naturdinge gar keinen Anhaltspunkt zur Bildung von anthropomorphischen oder zoomorphischen Analogieen bot, liess sich doch das mythische Denken nicht zurückschrecken; in diesem Falle bediente es sich mit Glück der oben geschilderten Analogieen der Empfindung. Die meisten jener niederen Naturwesen, welche die Quellen, Berge und Pflanzen bewohnten, Najaden und Nymphen, Elfen und Zwerge, Oreaden und Dryaden, verdanken ihre Ausgestaltung nicht sowohl der Form jener Objecte, als vielmehr dem Eindruck, den dieselben im Gemüt hervorrufen. Und so konnten wieder, vermittelt durch den gleichen Gefühlston, Klang-, ja sogar Geruchsempfindungen zu Vorstellungen analoger Gesichtseindrücke führen, deren sich die Phantasie dann zur plastischen Bildung der entsprechenden Götterwesen bemächtigte. Das Säuseln klarer Bäche erstand so wieder in den sanften jungfräulichen Najaden, das Grollen und Tosen des Meeres in den wilden, seltsam gestalteten Tritonen, der liebliche Duft und die reizende Form und Farbe der Blumen verkörperte sich in zarten, zierlichen Elfen.

Von allen Naturerscheinungen sind es vorwiegend diejenigen der Witterung, welche durch Analogiebildung Personification erhielten.*) F. L. W. Schwarz besitzt das Verdienst, nachgewiesen zu haben, welche ungeheure Mannigfaltigkeit der naive Mensch zu entwickeln verstand, selbst wo es sich nur um Incarnation so weniger Naturvorgänge, wie Regen und Schnee, Blitz und Donner, Sturm ued Aufklärung des Himmels handelte. Er zeigt ferner, dass diese umfangreiche unermüdliche Phantasiethätigkeit auch heute noch nicht erloschen ist, vielmehr noch immer, namentlich beim Landvolk, neue seltsame Blüten treibt. Übrigens ist es auch erklärlich, warum man gerade die Witterungserscheinungen in so umfangreicher Weise durch Analogiebildungen dem Verständnis nahe zu bringen suchte; infolge ihrer Aperiodicität, ihrer Unberechenbarkeit, ihres oft so plötzlichen, überraschenden Eintritts konnte hier jener oben geschilderte Prozess der blossen Abstumpfung, des Selbstverständlichwerdens durch Gewöhnung nicht so sich abspielen, weil für diesen regelmässige Wiederholung eine Hauptbedingung ist. Ausserdem handelt es sich hier um Vorgänge, die tief in das menschliche Leben eingreifen, von denen sein Wohl und Wehe, der Ausfall der Ernte, die Möglichkeit seiner Unternehmungen abhängt. Dadurch entstand der Wunsch, auf den Eintritt dieser Prozesse einwirken, ihren Ablauf nach eigenem Gutdünken bestimmen zu können; und dies ist nur möglich, wenn man als Veranlasser jener Ereignisse Wesen voraussetzte, die sich durch Vorstellungen und Bitten, durch Geschenke und vielleicht auch durch Drohungen beeinflussen liessen,

*) S. Dr. F. L. W. Schwarz: „Der Ursprung der Mythologie," Berlin 1860. Seine Anschauung freilich, dass alle mythologischen Gebilde in ihrer letzten Wurzel auf Witterungserscheinungen, insbesondere auf die des Gewitters zurückzuführen seien, erscheint mir nicht haltbar.

die mit menschen- oder tierähnlichen Seelen begabt sind. So ist neben dem Begreifenwollen auch das Beeinflussenwollen ein bedeutsames Motiv für die Analogisierung von Vorgängen der Natur.

Aber die Mythenbildung schritt noch weiter. Infolge der steten Entwicklung der menschlichen Psyche entstanden fortwährend neue, höhere, abstractere Begriffe; und auch auf diese erstreckte sich jener fetischistische Analogieschluss: Liebe und Hass, Krieg und Frieden, Ackerbau und Handel betrachtete man als etwas für sich Bestehendes, Persönliches, mit Willen Begabtes. Und wiederum sah man sich im Anschluss daran bewogen, für diese Wesenheiten auch die Form wollender Geschöpfe anzunehmen. So wurden denn jene herrlichen Göttergestalten geschaffen, wie sie uns namentlich die griechische Mythologie in der Epoche ihrer höchsten Blüte aufweist. Indessen findet sich hier nur wenig selbständige Analogiebildung, für welche auch jene abstracten Begriffe nur gar zu geringen Anhalt bieten würden; vielmehr sind diese Personificationen meist gebildet worden im Zusammenhang mit schon vorhandenen Göttergestalten, die jetzt nur eine tiefere, geistigere Bedeutung gewannen. Dennoch bietet auch diese Entwicklungsstufe Gelegenheit zu einer sehr interessanten Beobachtung. Bisher nämlich hatten sich alle mythischen Gestaltungen als „subjectivistische" Analogieen erwiesen, indem der Mensch sein eigenes Wesen (oder doch das des ihm verwandten Tieres) auf die Vorgänge der Aussenwelt zu übertragen suchte. Jetzt aber sind es zum Teil psychische Elemente selbst, wie Liebe, Klugheit, Erfindungsgabe, Tapferkeit u. s. w., die nach mythologischem Ausdruck verlangen und daher Personification erhalten. Was ergiebt sich daraus? Nicht die menschliche Psyche als solche ist es, die dem Menschen am vertrautesten, am verständlichsten und daher der Erläuterung am

wenigsten bedürftig ist, sondern die ganze lebendige Persönlichkeit, das Individuum in seiner Verbindung von Seele und Körper, also die „psychophysische Einheit". Diese ist ihm von dem Augenblicke an, da das Selbstbewusstsein zur Entwicklung gediehen ist, die elementarste, natürlichste Vorstellungsverbindung, und in sie kleidet er daher auch alles, was er zu „begreifen" strebt, nicht nur die Dinge der Aussenwelt, sondern auch die Elemente seines eigenen Innenlebens.

Wir haben jetzt das Gebiet volkstümlicher Mythengestaltung von der niedersten Stufe bis zur höchsten durchstreift, aber noch blieb ein wichtiger Bestandtheil mythologischen Denkens unberührt, ein Bestandtheil, den wir bei allen Völkern wiederfinden: ich meine die Ideenkreise, welche sich mit der Vorstellung des Todes verbinden. Von allen Ereignissen, die den Menschen treffen, ist der Tod das gewaltigste und erschütterndste; der Eindruck, den sein Auftreten herbeiführt, die Folgen und Wirkungen, die er nach sich zieht, sind garnicht mit denen anderer Naturvorgänge vergleichbar. Und dabei ist sein Wesen in tiefstes Dunkel gehüllt. Was wird aus uns, wenn wir gestorben sind? Wo bleibt dieses frische pulsierende Leben, an dem wir hängen mit jedem Blutstropfen, mit jeder Regung unserer Seele? Was ist aus all den Teuren geworden, die uns der Tod entriss? Die Wichtigkeit also, die Rätselhaftigkeit und endlich das Schreckenerregende dieses Phänomens veranlassten den Menschen schon früh eine Erklärung für das Geheimnis, einen Trost für das Entsetzliche zu finden.*)

*) Mit einer gewissen Einseitigkeit (ähnlich wie Schwarz) glaubte Schopenhauer in dem Phänomen des Todes die Hauptwurzel des metaphysischen Bedürfnisses des Menschen, und damit der Mythologie, Religion und Metaphysik zu finden. „Wenn unser Leben endlos und schmerzlos wäre, würde es vielleicht doch keinem einfallen zu fragen, warum die Welt da

So entstand denn der Glaube an ein Leben nach dem Tode. Teilweise war hier der Wunsch der Vater des Gedankens, dann aber trug das Erscheinen Verstorbener im Traume, auch die eigentümliche Geisterstimme des Echos viel zu dieser Anschauung bei. Denn dem naiven Menschen, der ohne Verständnis für die rein subjective Beschaffenheit der Traumgebilde in ihnen reale Wirklichkeit sah, schienen somit die Toten weiter zu existieren, ein den Lebenden ähnliches, wenn auch nicht gleiches Dasein zu führen. Waren so für die Vorstellung, dass es ein Leben nach dem Tode gebe, äussere Anhaltspunkte vorhanden, so fehlten solche fast gänzlich für die Anschauung, wie dieses Leben beschaffen sei. Da blieb dem Menschen denn nichts anderes übrig, als aus sich selbst heraus ein Bild jener rätselhaften Welt zu entwerfen, im Denken vorhandene Elemente zu dieser Construction des Unbekannten herbei zu ziehen, d. h. sie nach Analogie mit bekannten Vorstellungskreisen zu bilden. Elysium und Hades, Walhall und das Reich der Hel, Paradies und Hölle sind daher grossartige Analogieschöpfungen, die in vollster Freiheit ausgeführt sind. Hier konnte der Mensch ganz seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen, ohne je mit der Erfahrung in Widerspruch zu geraten (was bei anderen mythologischen Gebilden, die doch stets sich an objective Thatsachen anschliessen, nicht so möglich war). Daher rühren jene abenteuerlichen Gestaltungen, die aber trotz alledem die Ähnlichkeit mit irdischen Wese nund irdischen Verhältnissen nicht verleugnen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten: Wodurch werden die Gebiete bestimmt, denen die hier behandelten Analogieen entlehnt sind?

---

sei und gerade diese Beschaffenheit habe, sondern auch sich alles von selbst verstehen.“ Die Welt als Wille und Vorstellung 6. Aufl. II. 1. Buch. Kap. 17 S. 177.

Bei der unwillkürlichen Analogiebildung hatte sich ergeben, dass der Inhalt der Reproduction „einzig und allein von der Leichtigkeit mit der eine früher dagewesene Vorstellung über die Schwelle zu treten vermag", abhing. So einfach ist in unserem Fall die Sache nicht mehr. Hier handelt es sich um ein Suchen, um eine mit Beteiligung des Willens vor sich gehende Thätigkeit; hier kann unter den zur Verfügung stehenden Vorstellungskomplexen eine Auswahl stattfinden, und es werden daher solche Elemente als Analogieen benutzt, welche nicht nur am leichtesten, sondern auch am liebsten reproduciert werden. Allerdings fallen diese beiden Kategorieen sehr oft zusammen, denn für jeden Menschen sind die Vorstellungen, die sich auf seine Umgebung, seine Heimat, seine Beschäftigungsweise beziehen, und namentlich die Vorstellungen von der eigenen Persönlichkeit dem Herzen und dem Kopfe gleich nahe; sie bilden ihm den geläufigsten und zugleich den sympathischsten Ideenkreis. Daher hat die Mythenbildung vielfach nichts weiter zu thun, als die durch unwillkürliche Reproduction gebotenen Ähnlichkeiten gleichsam beim Schopfe zu fassen, festzuhalten und ihnen Dauer zu verleihen. In den weitaus meisten Fällen ist es daher garnicht mehr zu erkennen, ob die Geläufigkeit der Reproduction oder das Gefühlselement einer Vorstellung ihre mythologische Verwertung herbeigeführt habe; so verdankt jener subjectivistische Character der Mythenbildung, der in Anthropomorphismus und Personification zum Ausdruck kommt, gleichmässig beiden Factoren seine Ausgestaltung.

Allein es giebt doch auch Fälle, wo als das bestimmende Moment der Analogiebildung die Neigung und nicht die Leichtigkeit der Reproduction erkennbar ist. So sind beim Bleigiessen die Figuren, die man in dem Metall zu sehen glaubt, meist

solche, die man zu sehen wünscht, d. h. die eine günstige Vorbedeutung besitzen. Wie selten findet sich daher ein „Sarg" oder ein „Gerippe" unter den gegossenen Figuren, und wie häufig „Geld" oder ein „Kranz". Bei den mythologischen Analogieen zeigt sich die Bevorzugung angenehmer Vorstellungen in anderer Weise wirksam. Die Götter wurden als Wesen gedacht, die weit vollkommener als die Menschen waren; sie mussten daher vor allem solche Eigenschaften besitzen, welche die Menschen für die wertvollsten hielten und zwar in übermenschlichem Masse. So wurden ihnen die Götter zu verkörperten Idealen. Sie waren Analogiebildungen, nicht zu menschlichen Eigenschaften, die thatsächlich, sondern zu solchen, die im Wunsche des Menschen bestanden und deren Besitz diesem teils überhaupt nicht, teils nicht in höchster Vollendung möglich war. So stellt sich heraus, dass auch das scheinbar Negative in religiösen und mythologischen Gestalten zum Teil aus anthropomorphischer Analogie entspringt. Höchste Potenzierung der Kraft erscheint rohen Naturvölkern als das Erstrebenswerteste, deshalb bildeten sie ihre Götter in riesenhafter, schreckenerregender Gestalt. Dagegen stellten die Griechen ihre Gottheiten in menschlicher Grösse und mit menschlichem Äusseren dar; denn ihr Ideal war vollkommene massvolle Schönheit. Auch innerhalb der monotheistischen Religionen finden wir derartige Unterschiede: während z. B. die Juden das Streben nach strengster Gerechtigkeit in ihrem Jehovah verkörpern, entspricht die Gottheit der Christen mehr dem Ideal der unendlichen, allumfassenden und versöhnenden Liebe.

Auch die Phantasiegebilde über das Leben nach dem Tode erhalten ihr Gepräge durch solche Vorstellungen, für welche die Völker eine gewisse Vorliebe hegten. Denn was ihnen auf dieser Erde das Wertvollste war, wollten sie auch in jenem

Leben nicht missen. So wussten die Muhamedaner ihre sieben Himmel mit allen Freuden und Ergötzlichkeiten des irdischen Daseins, mit reizenden Huris und schattigen Hainen auszustatten; und den Indianern erscheint das Jenseits als ein himmlisches Jagdgefilde.

Hier darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass hin und wieder auch die entgegengesetzten Vorstellungskreise zu mythologischen Phantasiebildungen wirksam beigetragen haben. Auch solche irdischen Vorkommnisse, welche Abscheu und Schrecken, Furcht und Grauen verursachten, wurden zu Mythen verwandt, sei es um böse Götter zu characterisieren, sei es um als Warnung und als Abschreckung zu dienen. So entstand das entsetzensvolle Äussere der Harpyen und der Erinnyen des Teufels und der Hexen, so die Qualen der Hölle, die Strafen eines Tantalus und Ixion.

Zeigte die unwillkürliche Analogieschöpfung, kulturgeschichtlich betrachtet, ein Bild des Milieu's, in dem sich die Individuen und Völker bewegen, (s. o.), so bietet uns die willkürliche mehr: sie hebt aus diesem Milieu die Gegenstände heraus, die dem Herzen näher stehen, sie schildert uns nicht nur Umgebung und Kenntnisse der Menschen, sondern vor allem ihre Neigungen und Interessen. Die aus anderen Beweggründen entspringenden willkürlichen Analogieen (s. d. folg. Seiten) werden dies vielleicht noch deutlicher erweisen.

Wir könnten jetzt das hier besprochene Motiv: „Verlangen, Fremdartiges bekannten Vorstellungskreisen zu assimilieren" verlassen, wenn wir es lediglich in dem Sinne fassten, dass der Mensch nur sich selbst rätselhafte, unverstandene Eindrücke vertraut und anschaulich machen will. Allein auch andere Menschen können die Objecte dieser Veranschaulichungsthätigkeit sein, und hieraus ent-

springen wieder Analogieen, die ich wenigstens nicht ganz und gar mit Stillschweigen übergehen will.

Gleichnisse, Bilder, Beispiele, die man zu Schilderungen und Beweisen anwendet, werden zum Teil durch jene oben geschilderte „Bildlichkeit des Denkens" herbeigeführt, deren Auftreten erfolgt ohne Rücksicht auf Hörer oder Leser; zum anderen Teil aber gehen sie direct aus dem Bestreben hervor, den Individuen, welchen man etwas schildern oder beweisen will, das Verständnis des Sachverhalts zu ermöglichen oder zu erleichtern. Und zwar kann dieser Zweck auf doppelte Weise erreicht werden. Entweder handelt es sich darum, dass ich durch die von mir gebildete Analogie in dem anderen Menschen die Bildlichkeit des Denkens künstlich erzeuge oder darum, dass ich ihn an der Hand der dargebotenen Übereinstimmungen geradezu einen Analogie - Schluss vollziehen lasse. Beides dient zur Erweiterung des Wissens; das erstere, indem es unklaren Eindrücken zu deutlichem Verständnis verhilft, das letztere, indem es neue Erkenntnisse dem Bewusstsein zuführt; jenes sucht zu veranschaulichen und zu erläutern, dieses zu überzeugen und zu beweisen. Wie solches im einzelnen möglich wird, werden wir erst später erörtern können. Eine unermessliche Bedeutung hat die hier kurz skizzierte Analogiethätigkeit da gefunden, wo sie methodisch aus- und durchgebildet wurde, beruht doch auf ihr ein grosser, vielleicht der wichtigste Teil aller pädagogischen Wirksamkeit.

b. Zweites Motiv:

Streben nach Befriedigung des Nachahmungstriebes.

Der Nachahmungstrieb ist ein psychischer Vorgang, der sich zwar nicht als so elementar er-

weist, wie andere Triebe (z. B. die der Nahrung und Fortpflanzung),*) der aber doch eine umfassende Universalität und ein sehr frühes Auftreten zeigt, sowohl in phylogenetischer, wie ontogenetischer Hinsicht. Schon bei dem Tiere finden wir ihn sehr ausgebildet; das Junge ahmt die Laute und Bewegungen der Eltern nach, Papagei und Staar sogar die von Menschen hervorgebrachten Töne, und der Affe ist wegen seiner Nachahmungsgabe sprichwörtlich geworden. Auch beim Kinde wird die Freude hieran schon sehr frühe rege; „es giebt viele Kinder, welche im ersten Lebensjahre affenartig geschickt im Nachahmen sind und wie Papageien allerlei nachsprechen, ohne den Sinn davon zu ahnen.“*) Und was das Kind begann, das bleibt auch in den späteren Altersstufen des Menschen ein Moment von bedeutender Wirksamkeit; so ist u. a. die erste Erlernung fast einer jeden Fertigkeit auf Nachahmung zurückzuführen.

So weit es sich nun nicht um letzteren practischen Zweck handelt, und soweit die Nachahmung nicht, wie bei dem kleinen Kinde und dem Papagei, rein reflectorisch ist, wird sie namentlich durch ein Motiv hervorgebracht, das endlich auch zur Analogiebildung hinüberleitet. Es ist wiederum das Interesse an bestimmten schon existierenden Gegenständen und Vorgängen, welches dazu führt, ihnen Entsprechendes nicht nur unter anderen Verhältnissen sich zu denken (wie etwa in der Mythologie), sondern geradezu realiter zu schaffen. Was man recht ausgiebig verwirklicht sehen möchte, sucht man auch recht oft zu verwirklichen. Dies

*) Anton Marty (Ueber den Ursprung d. Sprache S. 85—87) giebt eine ganze Anzahl von Motiven, die zu dem Nachahmungstrieb führen.

*) W. Preyer: Die Seele des Kindes, S. 340. S. auch in diesem Werke alle im Register unter „Echosprache“ angeführten Stellen.

ist psychologisch folgendermassen zu erklären: Sensibilität und Motilität, sinnliche Wahrnehmung und muskuläre Reaction sind ursprünglich ein untrennbares Phönomen. In der Gesamtheit des Reactionsverlaufes, der von der Auffassung im Geiste bis zur Bewegung fortgeht, hat man den elementarsten psychischen Prozess zu erblicken.*) Erst eine höhere geistige Entwicklung trennt diese beiden Bestandttheile und macht seelische Vorgänge ohne äussere Bewegung möglich. Doch das Tier, der Naturmensch, das Kind zeigen noch in jedem Augenblick diese Eigentümlichkeit, dass sie mit ihrem Vorstellungsverlauf äussere Thätigkeiten zu verbinden streben. Daher das Nicht-Schweigenkönnen des Kindes, wenn sein Geist lebhaft beschäftigt ist; daher jene Fülle von Gesticulationen, durch welche die Wilden ihren Empfindungen und Vorstellungen Ausdruck geben; auch der Ursprung der Sprache erklärt sich ja zum Teil aus dieser engen Verbindung von Vorstellung und äusserer Bewegung.**) Allein auch beim Erwachsenen und beim cultivierten Menschen ist dieses Streben noch häufig anzutreffen, und es äussert sich insbesondere im Nachahmungstrieb. Die Verbindung zwischen einer Vorstellung und einer entsprechenden Thätigkeit ist eben durchaus elementar, und welche Thätigkeit könnte einer Vorstellung mehr entsprechen, als die, welche sie verwirklicht? Je lebhafter, je mehr unser Interesse erregend das psychische Element ist, um so grösser ist das Bedürfnis nach dieser Bethätigung. So wie der Liebende den Namen seiner Geliebten in jede Rinde schneidet und in den Sand zeichnet, so will der Mensch überhaupt das,

---

*) S. W. Wundt, Phys. Psych. II., S. 545, H. Spencer, Principles of Psychology I., S. 355.

**) M. Lazarus, Das Leben der Seele II., S. 73; Steinthal, Einleitung in die Sprachwissenschaft S. 363—369.

woran er Gefallen findet, immer und immer wieder vervielfältigt sehen, und er selber bringt, von diesem Verlangen getrieben, solche Vervielfältigungen hervor. Nun ist aber zu eigentlicher Nachahmung, d, h. zur genauen Wiederholung eines schon einmal stattgehabten Vorganges oder zur mehrmaligen Wiederherstellung eines schon vorhandenen Gegenstandes in ganz gleicher Weise, nicht immer die Gelegenheit und Möglichkeit gegeben. Bald fehlt die eine oder die andere der dazu nötigen Bedingungen, es stehen nicht die richtigen Materialien, nicht die zureichenden Kräfte zur Verfügung. Dies ist namentlich bei dem für den Menschen intessantesten Gegenstande, dem Menschen selber der Fall, eine vollständige Nachahmung des Menschen hervorbringen zu wollen, ist einfach absurd. Allein jenes lebhafte Verlangen nach wiederholter Verwirklichung interessanter Vorstellungen lässt sich durch diese Hindernisse nicht zurückschrecken. Es sucht dann wenigstens eine Nachahmung herbeizuführen, so weit es unter den vorhandenen Bedingungen möglich ist. Dies Nachahmen nun *mit* dem Bewusstsein und *trotz* des Bewusstseins, dass einzelne Bedingungen nicht gleichartig sind, ist eine *Analogiebildung*. Man bringt nicht ein Gleiches, sondern nur ein Ähnliches zu Stande, man schafft ein Object, das mit dem Vorbild nur in gewissen Merkmalen übereinstimmt; ja oft beruhen auch diese Merkmale lediglich auf der Einbildung. Letzteres ist z. B. der Fall, wenn ein Kind sich aus einem Lumpenbündel eine Puppe macht, d. h. alle möglichen menschlichen Eigenschaften, körperliche und geistige, in dieses Packet hineindenkt.

In zwei Gruppen von menschlichen Thätigkeiten tritt nun diese Art Analogiebildung am klarsten hervor: in der Kunst und im Spiel.

Da die *Kunst* in ihren primitivsten Stadien eine durchaus volkstümliche und unmethodische

Thätigkeit ist, so möge es gestattet sein, sie hier kurz zu besprechen. Es ist bekanntlich ein heftiger noch nicht beigelegter Streit, ob die Kunst Nachahmung der Natur bezwecke oder nicht. Wir wollen nicht auf eiesen Prinzipienstreit eingehen; denn wie fast alle Controversen dieser Art entspringt auch er aus dem Wahn, als ob eine komplizierte geistige Bethätigung (wie die Kunst es ist) schematisch auf ein einziges Prinzip oder Motiv zurückgeführt werden könne, aus dem alles erklärt, und gemäss dem alles beurteilt werden müsse. Nein, eine genauere Betrachtung zeigt, wie überall, so auch bei der Kunst, dass dieselbe aus einer ganzen Anzahl von Motiven entspringt, die sich verketten, in einander greifen, sich gegenseitig beeinflussen und so jenes Gesamtbild hervorrufen, das wir unter dem Namen „Kunst" verstehen. Und von diesen vielen Motiven ist der Nachahmungstrieb unstreitig eines und nicht das unbedeutendste. Dies zeigt namentlich die bildende Kunst. Interessantes, das man gesehen hat, noch einmal langsam selber entstehen zu lassen, ist eine Thätigkeit, die eine hohe Befriedigung in sich trägt. Schon der Knabe, der einigermassen mit zeichnerischem Talent begabt ist, sucht die Gegenstände, die ihn umgeben und die ihn anziehen, auf Tisch und Wänden, Papier und Schiefertafel abzuzeichnen, oft mit den unvollkommensten Mitteln. Er weiss es wohl, dass es nicht richtige Menschen und Tiere sind, die er da hervorbringt; wenn er nur selber die Einbildung besitzt, dass seine Productionen einige Ähnlichkeit mit den Originalen aufweisen, so ist er schon befriedigt. Beim Kinde ist demnach das Zeichnen noch ziemlich allein durch den Nachahmungstrieb verursacht; beim erwachsenen Menschen kommen dann noch weitere Motive hinzu, durch welche Idealisierung und andere fremde Elemente herbeigeführt werden.

Wir verlangen von den Erzeugnissen der bildenden Kunst nicht Gleichheit mit dem Original, denn der Künstler ist kein Weltschöpfer, wohl aber Ähnlichkeit. Der Künstler schafft eine Übereinstimmung in gewissen Merkmalen, während er von der Gleichheit anderer Elemente abstrahiert. Jene ungleichen Bestandttheile, welche das Kunstwerk von der Wirklichkeit unterscheiden und es somit zur blossen Analogiebildung stempeln, beziehen sich auf dynamische und materielle Verhältnisse. Erstens nämlich besteht der bedeutsame Unterschied zwischen Ruhe und Bewegung. Menschen und Tiere beharren in Sculpturen und Gemälden stets in derselben Stellung und weichen dadurch von der realen Erscheinung ab. Es darf daher der Künstler, um nicht die Analogie allzusehr zu verwischen, seinen Gegenständen nicht solche Stellungen verleihen, die in natura nur höchst vorübergehend sind, wie der Sprung eines Tieres oder das Mundöffnen eines Menschen (worauf schon Lessing*) richtig hingewiesen hat): Ein weiterer Unterschied beruht ferner bei der gesamten bildenden Kunst in der Beschaffenheit des Materials, bei der Malerei dann noch in der Gestaltung der Oberfläche, bei der Bildhauerkunst in der mangelnden Färbung. Es muss übrigens hervorgehoben werden, dass, wenn so die künstlerischen Erzeugnisse auch nicht vollständige Nachahmungen sind, sie dadurch nicht etwa minderwertig erscheinen. Im Gegenteil: gerade in der Abweichung liegt wiederum ein Quell des Genusses. Der ganze nächste Abschnitt wird sich mit solchen Analogieen zu beschäftigen haben, die ihren Ursprung dem absichtlichen gleichzeitigen

*) „Erhält dieser einzige Augenblick (den der Künstler darstellt) durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muss er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lässt." (Laokoon S. 32 d. Hempel'schen Ausg.)

Streben nach Abwechslung und Übereinstimmung verdanken. Die Unvollständigkeit der Nachahmung ist also durchaus nicht nur ein notwendiges Übel, auch nicht in der Kunst. „Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können.“ *) Daher sind auch die Versuche, künstlerische Producte zu möglichst vollkommenen Nachahmungen zu gestalten, nicht immer glücklich ausgefallen; ich erinnere z. B. an die Colorierung von Sculpturen und an die moderne Panoramenmalerei. Namentlich bei den Producten der letzteren wird dem Sicheinbilden von Übereinstimmungen, wo objectiv keine vorhanden sind, nur ein ganz minimaler Spielraum gelassen.

Dass nun bei der Kunst die Gegenstände, zu denen sie Analogieen bildet, bestimmt werden durch das Interesse an gewissen Vorstellungskreisen, liegt auf der Hand. „Der Mensch ist dem Menschen am interessantesten“ sagt Goethe; und so ist auch der Mensch das vornehmste Object künstlerischer Darstellung. Und unter den Menschen bilden nun wiederum diejenigen das wichtigste Material für den Künstler, die durch irgend welche Eigentümlichkeit sein besonderes Interesse erwecken; bestehe nun diese Eigentümlichkeit in hervorragender Schönheit (wie bei den griechischen Götterstatuen, die ja nur idealschöne Menschengestalten sind), oder in geschichtlicher Bedeutung (bei der gesamten Historienmalerei und zahlreichen Bildsäulen und Porträts), sei es, dass die Personen selber unserem Herzen und Empfinden nahe stehen (religiöse Kunst, Familienporträts) oder dass sie in Verhältnissen dargestellt sind, die uns anziehen (Genrebilder). Neben dem Menschen hat dann auch das intensive Interesse für Naturschönheiten zu künstlerischen Schöpfungen begeistert.

*) Lessing, Laokoon, S. 31.

War es bei Kunstwerken trotz der Verschiedenheiten zwischen Original und Kopie doch ein Erfordernis, dass die thatsächliche Ähnlichkeit stark in die Augen fällt, so ist die andere hier zu erwähnende Analogiethätigkeit, das Spiel des Kindes, viel weniger dieser Beschränkung unterworfen. Der Künstler schafft nicht für sich allein, sondern auch für ein Publicum, dem er verständlich werden muss. Dies fällt beim Kinde weg; was es als Nachahmung von vorhandenen Gegenständen schafft, braucht nur ihm selbst dafür zu gelten, keinem anderen; und so bestehen denn hier die Übereinstimmungen zu höchst bedeutenden Teilen nur in der Phantasie des spielenden Individuums. Es ist geradezu erstaunlich zu sehen, mit welch geringen Mitteln die Kinder Gegenstände und Vorgänge, die ihnen durch Beobachtung, Erzählung oder Lectüre interessant geworden sind, in einer ihr Gemüt befriedigenden Weise nachahmen, welche ungeheure Einbildungskraft ihnen zur Verfügung steht, um in ihre mangelhaften Producte jene fehlenden Elemente hineinzudenken; aber hier erweist es sich wiederum, dass gerade dies Hineindenkenmüssen der Psyche zu einer Quelle erneuter Freude wird. Eine fernere Übereinstimmung mit der Kunst liegt darin, dass auch die Vorstellungen, welche das Kind im Spielen zu verwirklichen strebt, ein Spiegelbild seiner Neigungen und Interessen sind. Der Knabe, welcher durch den Anblick militärischer Exercitien lebhaft gefesselt wird und Indianergeschichten mit Feuereifer liest, er will die hier kennen gelernten Vorgänge auch an seiner eigenen Person erleben. Und da spielt er nun Soldat, Räuber und Indianer, ein Papierfetzen wird ihm zum Helm, jeder Stock zum Gewehr, jedes Eckchen zur Räuberhöhle. Ebenso bietet der Baukasten die fruchtbarsten und unerschöpflichsten Anregungen, Gestalten wieder zu schaffen, die dem

Knaben irgendwo aufgestossen sind. Den schon oben erwähnten jungen Franzosen sah ich einst vermittelst der Damen- und Schachsteine und einer Schachtel eine ganze Geschichte aufführen. Da wurde die Schachtel, mit einigen Bauern geschmückt, zur Staatscarosse, die grösseren Schachfiguren zu Ministern und Königen und die Springer zu Pferden. Abgesehen von letzteren war zwischen Original und Kopie absolut keine reale Ähnlichkeit, dennoch ging der Knabe vollständig in seiner Phantasievorstellung auf.

Das Mädchen hingegen, das sich mehr für wirtschaftliche und häusliche Verhältnisse interessiert, sucht diese nachzuahmen, es spielt Kochen und „Mutter und Kind". Vor allem aber bietet ihm die Puppe ausgiebigste Gelegenheit, seinen Nachahmungstrieb zu bethätigen. Die ganze Pflege, die liebevolle Sorgfalt, welche dem Kinde von Mutter und Magd entgegengebracht wird, erweisst es wieder dem toten Balg, dem es Leben und Geist einhaucht. Alle jene kleinen Verrichtungen, wie An- und Auskleiden, Waschen, Spazierenführen, die es an sich selbst hat vollbringen sehen, wiederholt das Kind mit seiner geliebten Puppe. Ja oft schafft es sich erst selbst, wie schon oben erwähnt, eine Puppe mit höchst primitiven Hilfsmitteln einem Stück Holz oder einer eingewickelten Fussbank. Wie schön ist gerade diese selbstschaffende phantasievolle Thätigkeit des Kindes und wie schade, dass dieselbe jetzt durch den modernen Luxus ähnlich unterdrückt zu werden beginnt, wie in der Kunst durch die Panoramenmalerei: mit wahrer Raffiniertheit wird jetzt die Nachahmung bei Spielwaren bis zur höchsten Vollendung getrieben, so dass dem Kinde nur wenig eigenes hinzuzuthun noch übrig bleibt.

c. Drittes Motiv:
Gleichzeitiges Streben nach Wiederholung und Abwechslung.

Hatte sich beim Nachahmungstrieb schon die Verschiedenheit in gewissen Merkmalen, welche ursprünglich nur ein notwendiges Übel war, als eine angenehme Zugabe herausgestellt, so kann dies Element der Nicht-Übereinstimmung schliesslich zu einem gleichberechtigten Factor werden, der in Gemeinschaft mit dem Streben nach Wiederholung eine neue Reihe von Analogiebildungen hervorbringt.

Die bisher behandelte „Nachahmung" ist nur eine besondere Unterart der Wiederholung, nämlich die Wiederholung dessen, was ein anderer hervorgebracht hat. Aber auch die Wiederholung von Vorgängen, die man selbst schon einmal vollzogen, ist dem Menschen unter Umständen eine lusterregende Thätigkeit. Wir hatten schon gesehen, dass jede einigermassen lebhafte Vorstellung nach einer äusseren Bethätigung strebt, sei es auch nur in Sprachlauten. Da aber auch das Aussprechen eines Lautes, der eine Vorstellung repräsentiert, nicht so lange währt als letztere, diese aber sich nach wie vor nach aussen hin Luft zu machen sucht, so greift man zu dem einfachsten Mittel, man wiederholt den schon einmal hervorgebrachten Laut. Daher ergötzt sich das Kind daran, seine eigenen Sprachäusserungen mit einer für Erwachsene oft ermüdenden Eintönigkeit zu wiederholen; so zeigen auch die der Kindersprache angehörigen Worte sehr häufig Verdoppelung der Silben: Mama, Papa, Bonbon, Baubau u. s. w. Im Affect werden auch oft von Erwachsenen Ausrufe wiederholt; „Schnell, schnell", „Hülfe, Hülfe", und Ähnliches kann man oft hören. Endlich sei noch auf die Rolle hingewiesen, welche die Reduplication bei

der Sprachbildung als höchst vielsagendes Ausdrucksmittel gespielt hat. Ein anderes Motiv zur Wiederholung liegt in der erleichterten Disposition; denn je öfter ein Vorgang, sei es ein physischer oder ein psychischer, dagewesen ist, umso leichter, schneller, ungehinderter kann er ablaufen, und es ist natürlich, dass derartige Prozesse, welche durch Übung geläufig und bequem geworden sind, unter den Thätigkeiten des Menschen einen breiten Platz einnehmen. Daraus entspringt die Gewöhnung und die Anhänglichkeit am Gewohnten.

Neben diesem Trägheitsprinzip im menschlichen Handeln geht nun aber auch ein gerade entgegengesetztes Prinzip einher, welches nach Abwechslung, nach Variation, nach neuen Eindrücken verlangt. Anstatt der erleichterten Disposition kann nämlich die Wiederholung einen anderen physiologischen Erfolg haben, die Ermüdung. Für immer gleichmässig wiederkehrende Vorgänge nimmt die Empfänglichkeit rasch ab, der Eindruck wird mit jedem Male matter und kann schliesslich völlig abgestumpft werden. In gleichem Masse aber wächst die Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke, die ermüdeten Gehirn- und Nervenpartieen streben nach Ruhe, die nichtbeschäftigten nach Thätigkeit, kurz, die Psyche nach Abwechslung. So vermag das Kind sich nicht lange mit demselben Gegenstande zu beschäftigen, sondern schweift ruhelos von einem zum andern und wirft das Spiel, das es eben noch interessirte, bald achtlos in die Ecke. So wird nach langer Winterszeit der Eintritt des Sommers mit Jubel begrüsst, während man im Herbst froh ist, dass die schwülen Tage vorüber sind und die winterlichen Freuden vor der Thür stehen.

Diese beiden Triebe nun, die im allgemeinen einen scharfen Gegensatz zu einander bilden, vermögen auch unter Umständen vereint zu wirken

und erwecken, wenn sie gemeinsam befriedigt werden können, ein besonderes Lustgefühl. Eine derartige Vereinigung sucht also Gebilde hervorzubringen, welche Ähnlichkeit mit einander haben; ist aber mit dem Bewusstsein, ja sogar mit dem Streben verknüpft, in einigen Merkmalen Verschiedenheit obwalten zu lassen und tritt somit wieder als analogieshaffende Thätigkeit auf. Letzteres gilt indessen nur mit einer gewissen Einschränkung; so ist z. B. die Verbindung von Melodie und Rythmus, da hier das Gleiche, der That, von vornherein als etwas Constantes gegeben ist, kaum als eine Analogiebildung zu betrachten. Eine solche liegt vielmehr nur dann vor, wenn das Übereinstimmende und das Verschiedene zu gleicher Zeit gesucht wird.

Hierfür liefert uns nun die Sprache eine Fülle von Beispielen im sogenannten Gleichklang. Da wir uns an dieser Stelle nur mit dem Denken des naiven Menshen befassen, so kümmert uns nicht pie ungeheure Ausbildung, die der Gleichklang durch den methodisch verfahrenden Kunstdichter gefunden; aber auch die im Volk entstandenen Spracherzeugnisse zeigen eine sehr weitgehende Anwendung jener characteristischen Ausdrucksweise. Je nach dem Vorwiegen der gleichartigen oder differierenden Elemente kann man das Motiv, dem der Gleichklang entspringt bald als Streben nach „Abwechslung in der Wiederholung" bald als Streben nach „Einheitlichkeit in der Mannigfaltigkeit" bezeichnen. Denn es kann sich entweder darum handeln, einen einheitlichen Gedanken recht ergiebig auszudrücken, wobei aber statt der directen Wiederholung (s. o. S. 53) nur eine Übereinstimmung in einzelnen Elementen angestrebt wird; oder aber es sollte eine Mehrzahl von Gedanken in ihrem Zusammenhang dadurch gekennzeichnet werden, dass die Wörter, welche

sie vertraten, wenigstens in einigen Bestandteilen Gleichartigkeit aufwiesen.*) Beispiele bietet jede deutsche Poetik in ausreichender Menge; unter ihnen sind für unseren Zweck die am bemerkenswertesten, bei denen es sich noch deutlich erkennen lässt, dass die gleichklingenden Wörter erst thatsächlich gesucht werden mussten, nicht sich von selbst darboten, oder dass Ausdrücke, deren Bedeutung ursprünglich garnicht so ähnlich ist, vor allem ihres übereinstimmenden Klanges wegen zusammengestellt wurden. Oft besteht eine solche Übereinstimmung nur in den Anfangsbuchstaben, so bei „Mann und Maus", „Haus und Hof," „Stock und Stein", „Frisch, fromm, froh und frei"; oder im Reim: „Stein und Bein frieren", „was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss", „ora et labora", „Saus und Braus", „Krethi und Plethi", „Nährstand, Wehrstand, Lehrstand", schlecht und recht" (hier hat das Streben nach Analogieen die Kraft gehabt, ein Wort in einer Bedeutung festzuhalten, die es sonst nirgends mehr besitzt) „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen" (hier zeigt sich ein entgegengesetzter Vorgang: die Corruption einer Form, ebenfalls der Analogiebildung zu Liebe). Auch irgend welche anderen lautlichen Übereinstimmungen sind willkommen, wie „Hinz und Kunz", oder auch nur Gleichartigkeit in der Wortstellung und Silbenzahl: „Jung gewohnt, alt gethan", „Saure Wochen, frohe Feste."

Das Wortspiel ist eine andere Form sprachlichen Gleichklanges. doch in ihrem Wesen, wie in ihrem Resultate grundverschieden von der obigen. Es will nicht Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit zu einem harmonischen Ganzen vereinigen, sondern

*) Wobei vielleicht noch der naive Analogieschluss mit unterlief, dass ähnliche Gedanken - Complexe auch durch ähnliche Laut-Complexe repräsentiert werden müssten.

im Gegenteil durch die gleichzeitige Berücksichtigung beider Momente einen um so fühlbareren, überraschenderen Gegensatz zwischen ihnen verstellen. Wie stets, so hat auch hier dieser unvermittelte Gegensatz die Folge, dass das Wortspiel den Character des Witzigen annimmt. Die Einheitlichkeit besteht wiederum in der lautlichen Beschaffenheit des Wortes, aber nur in dieser; die Annahme dagegen, dass ein und dasselbe Wort in mehreren kurz aufeinanderfolgenden Fällen auch denselben Sinn habe, oder jener oben erwähnte Analogieschluss, der ähnlichen Lautcomplexen auch ähnliche Bedeutungen unterlegen möchte, wird enttäuscht; statt der erwarteten Uniformität entpuppt sich plötzlich unter der gleichartigen Worthülle eine bunte Verschiedenheit von Gedanken. Der Mann des Volkes hegt gerade für diese ziemlich rohe Witzform eine besondere Vorliebe und ist, wenn es sich darum handelt, Wortspiele zu erzeugen, wenig wählerisch in den Mitteln; man vergleiche z. B. die Kapuzinerpredigt im Wallenstein, in welcher Schiller den derben Volkston trefflich wiederzugeben gewusst hat.

Die Freude an der Abwechslung innerhalb der Einheitlichkeit oder Einförmigkeit äussert sich aber nicht allein in der Sprachform, sondern sie hat auch an jenen Analogiebildungen, die wir oben zu der „Bildlichkeit oder Gegenständlichkeit des Denkens“ rechneten, einen bedeutenden Anteil. Hierunter verstanden wir bekanntlich die Eigentümlichkeit, Schilderungen von Gegenständen dadurch zu geben, dass man andersartige Gegenstände nennt, mit denen sie eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Wenn wir diese Bildlichkeit früher zurückgeführt hatten auf ein passives Sich - Hingeben an auftauchende Reproductionen, so war damit nur eine von den Ursachen des Vorgangs gegeben. Eine

andere liegt aber in einem durchaus activen Verhalten der Psyche. Der Drang nach Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit des Denkens, jenen Eigenschaften, die allein ein geordnetes Gedankengefüge möglich machen, wird fortwährend von dem höchstintensiven Verlangen nach Abwechslung unterbrochen und durchkreuzt; daher sucht der Mensch, beide Bedürfnisse zugleich zu befriedigen; er strebt, sich Abwechslung zu verschaffen, ohne aber die Einheitlichkeit darum aufgeben zu müssen. Er ändert deshalb häufig die Gebiete, denen er die Vorstellungen entnimmt, hebt aber die den verschiedenen Gebieten gemeinsamen Verhältnisse hervor, d. h. er sucht zu den ihn gerade beschäftigenden Gegenständen Analogieen aus anderen Gedankensphären; er schafft Vergleichungen und Bilder. So vermag der Geist von einem Gegenstande zum anderen zu springen, ohne dass das einigende Band verloren geht, welches für die Continuität des Denkprozesses erforderlich ist. Es ist dies eine ausserordentlich erfrischende Thätigkeit, der sich das menschliche Denken mit Vorliebe, selbst bei abstracten und wissenschaftlichen Ideengängen hingiebt. Während dieser meiner Arbeit ertappte ich mich selbst öfters auf einem solchen Bestreben. Ich suchte nämlich nach Bildern zur Veranschaulichung des Gesagten, nicht so sehr von der Rücksicht getrieben, es dem Leser klarer und verständlicher zu machen, sondern nur weil ich mich eben gedrungen fühlte, ähnliche Beziehungen auf einem anderen Gebiete zu entdecken.

Ich kann mir nicht versagen, ein vorzügliches Beispiel aus der volkstümlichen Poesie, ein Liebeslied der Tschippowäer,*) hier unverkürzt herzusetzen:

„Erwache, Blume des Waldes, schöner Vogel der Steppe!

*) Dr. E. Kleinpaul, Poetik 1879, II. S. 46.

Erwache, Du mit dem Auge des Rehes!
Blickst Du mich an, so bin ich glücklich,
Wie die Blumen, wenn sie den Tau fühlen.
Der Atem Deines Mundes ist süss,
Süss wie der Duft der Blumen am Morgen,
Süss wie ihr Duft am Abend, im Monat des welkenden Blattes.
Springt nicht das Blut meiner Adern Dir entgegen,
Wie der Strudel der Sonne entgegenspringt im Monde der leuchtenden Nächte?
Dir singt mein Herz, wenn Du nahe bist,
Wie die tanzenden Zweige dem Winde im Monde der Erdbeeren.
Wenn Du nicht heiter bist, Geliebte, so ist mein Herz verdüstert,
Wie die glänzenden Wasser, wenn von oben Schatten der Wolken fallen.
Dein Lächeln macht mein unruhiges Herz erhellen,
Wie die Sonne die vom kalten Winde gekräuselten Wellchen goldig scheinen macht.
Und ich? O sieh mich, Blut meines schlagenden Herzens!
Die Erde lächelt, die Gewässer lächeln, die Himmel lächeln,
Aber ich, ich verlerne zu lächeln, wenn Du mir fehlst.
Erwache, erwache, meine Geliebte!"

Hier sieht man deutlich, wie bei jedem Satze, obgleich der Gegenstand des Hauptgedankenganges, die Geliebte, doch interessant genug ist, das Verlangen hervortritt abzuschweifen, und dabei gleichwohl im Zuhammenhange zu bleiben; daher werden denn zu jedem auf das Hauptthema bezüglichen Ausspruch Bilder aus anderen Gebieten angeführt.

Geht die Bildlichkeit des Denkens auch nicht aus dem Bestreben hervor, zur Förderung des Verständnisses beizutragen, so vermag sie doch in

dieser Beziehung sehr günstige, wenn auch unbeabsichtigte Nebenerfolge zu zeitigen, sowohl für den Analogiebildenden selbst, wie auch für denjenigen, dem gegenüber die Gedanken in Analogieform geäussert werden. Entweder kann nämlich der bildliche Ausdruck, wenn er anschaulicher als der eigentliche ist, zur Erläuterung und Aufklärung dienen, oder es kann schon allein dadurch, dass derselbe Gedankeninhalt mehrmals in etwas veränderter Form vollzogen wird, eine Einübung desselben bewerkstelligt werden, durch die der Ablauf des Ideenganges erleichtert wird.

Mit der Gegenständlichkeit des Denkens ziemlich nahe verwandt ist die Metapher; denn wie jene, beruht auch sie zum Teil auf unwillkürlicher Reproduction, zu einem andern Teile auf dem Streben nach Abwechslung in der Wiederholung; und wie die Bildlichkeit Gegenstände schildern will vermittelst solcher, die ihnen ähnlich sind, will die Metapher sie vermittelst derselben benennen. Aber gerade in der Benennung eines Gegenstandes mit einem ihm nicht zukommenden Namen liegt jene Eigentümlichkeit der Metapher, die sie aus den blossen Analogiebildungen heraushebt und in das Gebiet der analogistischen Ergänzung versetzt, so dass ihre Besprechung erst an einer viel späteren Stelle erfolgen kann.

Drittes Kapitel.

Die analogistische Ergänzung.

Bildungen von Analogieen waren es, die uns bisher beschäftigten, blosses Constatieren von Übereinstimmungen, Freude an der Auffindung von Ähnlichkeiten. Es waren psychische Thätigkeiten, die ein wesentlich reproductives Gepräge trugen; denn selbst da, wo geradezu Productionen stattfanden, wie in der Kunst, im Spiele des Kindes, hatten dieselben doch keinen anderen Zweck, als den Gegenstand einer Reproduction kräftiger, anschaulicher, greifbarer vor die Seele zu stellen. Wohl war ferner der allen Analogieen anhaftende Beziehungscharacter dem Beobachter erkennbar, aber er hielt sich bescheiden im Hintergrunde und liess noch kaum die Bedeutung ahnen, die er unter Umständen gewinnen kann.

Wie ändert sich plötzlich dieses Bild, wenn wir uns der anderen Gattung menschlicher Analogiethätigkeit zuwenden, der analogistischen Ergänzung! Da ist es dann gerade das Beziehungselement, welches, alle anderen weit zurückdrängend, die Führung übernimmt. Jetzt ist der Blick des Menschen nicht mehr nach rückwärts gewendet, sondern nach vorwärts, die Reproduction, die Constatierung von Ähnlichkeiten wird ihm ein blosses Hilfsmittel, ein Durchgangsstadium für weitere productive Thätigkeiten. Galt es dort nur, die augenblicklichen Erfahrungen durch die Erinnerung an frühere ähnliche zu begreifen, so gilt es jetzt, die gegenwärtige Erfahrung zu benutzen

und die Zukunft erkennend zu anticipieren oder handelnd zu beeinflussen.

Der ganze Prozess lässt sich so formulieren: Ein augenblickliches Vorstellungsgebilde findet eine Erweiterung und Fortführung durch Vermittlung einer Reproduction; diese letztere hat zum Gegenstand ein früheres Gebilde, das dem jetzigen ähnlich, aber um ein oder einige Elemente reicher ist. Diese, der neuen Wahrnehmung fehlenden Glieder werden ihr in gleicher oder nur in entsprechender Weise zugefügt, mit ihr verbunden. Das erste Erfordernis für die Möglichkeit der analogistischen Ergänzung ist also, dass der gegenwärtige Vorstellungskomplex, verglichen mit dem reproducierten, nicht nur einige Bestandteile in anderer Weise besitzt (was zur Bildung von Analogieen schon genügte), sondern auch einige Bestandteile überhaupt nicht besitzt.

Wie aber kommt nun diese analogistische Ergänzung zu Stande? Den Ursprung ihrer primitivsten Form haben wir schon oben angedeutet.*) Zwei Vorstellungen, oder auch eine Vorstellung und eine motorische Action, die gleichzeitig oder unmittelbar hintereinander dagewesen sind, können eine Verbindung mit einander eingehen. Diese Verbindung, deren eigentliches Wesen uns dunkel ist, kann alle möglichen Stärkegrade annehmen; ihre Intensität wächst im allgemeinen mit der Anzahl der Fälle, in denen die verbundenen Elemente gleichzeitig oder successiv vorhanden waren, allein sie vermag auch unter Umständen bereits bei einmaligem Zusammentreffen eine bedeutende Stärke zu erreichen. Die Verbindung, Association genannt, documentiert sich nun vor allem dadurch, dass jedes Element, wenn es erneut auftritt, die Tendenz hat, die mit ihm verbundenen Elemente nach sich zu ziehen.

*) S. S. 5 u. 6.

Sowie ein abgeleiteter Bach, der auf irgend welchen Umwegen durch Zufall wieder an eine Stelle seines alten Bettes gelangt ist, nun unwiderstehlich in den wohlbekannten Gleisen dahinbraust, so wählt der Vorstellungsverlauf, sobald er wieder auf eine früher schon dagewesene Vorstellung stösst, nun auch die schon einmal durchlaufenen Bahnen, unbewusst, unwillkürlich.*) Der Mensch kommt gar nicht zu der Erkenntnis, dass er seine gegenwärtige Wahrnehmung schon einmal früher gehabt, und ebenso wenig zu der, das gewisse mit der früheren Wahrnehmung verbundene Elemente jetzt nicht vorhanden sind; letztere werden unmittelbar mit der neuen Vorstellung, durch die sie erweckt wurden, zu einem Ganzen verbunden. Es werden somit im Anschluss an eine augenblickliche Wahrnehmung Merkmale angenommen, welche die äussere, directe Erfahrung nicht lieferte; oder es werden Handlungen vollzogen, die nicht unter dem Einfluss des Willens stehen, aber doch nicht als reine Reflexbewegungen gelten können.

Das Eintreten der unwillkürlichen analogistischen Ergänzung ist also vor allem abhängig von der Festigkeit der Association. Denn letztere constituiert, wenn sie intensiv genug ist, gewissermassen eine innere Notwendigkeit, mit der sich das Ergänzungsglied an die vorliegende Wahrnehmung anschliesst. Diese innere Notwendigkeit, gleichsam von aussen betrachtet, stellt sich als eine zwischen den beiden Elementeu obwaltende Beziehung dar; doch wird ihr dieser Character erst mit Bewusstsein beigelegt, wenn die Ergänzung in ihrer vollkommneren, nämlich vom Willen beeinflussten Form auftritt.

*) Das hier gewählte Gleichnis hatte ähnliche Schicksale, wie sie oben (s. S. 17) von dem Worte „Eindruck" erwähnt worden sind. Man vergass, dass es ein Gleichnis ist, und nahm es, nicht zum Nutzen psychologischer Klarheit, in eigentlichem Sinne.

Die willkürliche analogistische Ergänzung vermag nun von zwei verschiedenen Seiten aus herbeigeführt zu werden.

Einerseits kann eine jener unzähligen Analogie-Bildungen, wie wir sie im vorigen Kapitel betrachtet haben, den Anstoss geben. Bei deren Schöpfung war entweder eine zufällig auftauchende Reproduction, oder irgend welche Motive thätig gewesen, die mit einer ergänzenden Weiterführung an sich ganz und gar nichts zu thun hatten. Nun die Analogiebildungen aber da sind, als fertige Gebilde sich dem inneren Auge präsentieren, da stellt sich doch bei der einen oder anderen heraus, dass der zur Analogie herbeigezogene Vorstellungscomplex vor dem gegenwärtigen eine gewisse Zahl von Elementen voraus hat. Dass diese „Plus-Bestandteile" an und für sich lediglich dem reproducierten Complex angehören, ist jetzt dem Bewusstsein völlig klar, und sie werden nicht ohne weiteres dem gegenwärtigen angehängt, als ob sich dies von selbst verstände. Aber dennoch können die Plus-Elemente in so fester Verbindung mit den übereinstimmenden Gliedern stehen, dass sich durch ihr Fehlen eine Lücke fühlbar macht. Durch die Association bilden alle Elemente einen Zusammenhang und werden als zu einander gehörig betrachtet; infolge dessen haben wir nicht den Eindruck von einem Überschuss dort (in der reproducierten Vorstellung), sondern von einem Fehlbetrag hier (in der gegenwärtigen Wahrnehmung); und es scheint uns erst das Gleichgewicht erreicht, wenn dieser Fehlbetrag ergänzt worden ist. Als Gegenstand dieser Ergänzung stellen sich dann natürlich die Plus-Elemente des früheren Complexes ein. Beispiel: Bergbewohnern fiel die frappante Ähnlichkeit eines Felsgebildes mit einer menschlichen Figur auf. (Analogie-Bildung durch unwillkürliche Reproduction.) Nun ist für sie die Vorstellung einer menschlichen Gestalt mit der des

„Lebendigseins“ (bezw. „Lebendiggewesenseins“) aufs Engste verknüpft. Das eine ohne das andere schien ihnen lückenhaft, ja nicht denkbar, und so wurde denn auch der Steinfigur ein „Lebendiggewesensein“ zugeschrieben.

Jenes Gefühl einer Lücke, das bei der oben beschriebenen Entstehungsart der Ergänzung erst nachträglich auftrat, kann andrerseits auch den Anfangspunkt des ganzen Vorgangs bilden. Denn wie oft empfinden wir eine Lücke in unserem Denkinhalt! Bald liefert die sinnliche Wahrnehmung eines Gegenstandes nicht alle seine Merkmale, und es liegt uns daran, über die augenblicklich nicht zugänglichen Merkmale Verlässliches zu wissen; bald fühlt man das Bedürfnis, die Zukunft wenigstens einigermassen zu erkennen, die Folgen eines gegenwärtigen Ereignisses, die Wirkungen einer gegenwärtigen Handlung vorausbestimmen zu können. Dann wieder ist es ein noch nicht ausgeführtes Vorhaben, eine noch nicht zur That gewordene Absicht, die uns als etwas Halbes, Unfertiges erscheint, zumal wenn die Wege und Mittel der Ausführung nicht ganz klar sind. Wir finden also überall unvollständige Vorstellungsgebilde, innerhalb deren die Association der Glieder vorläufig unvollziehbar ist; hierdurch wird das Streben erweckt, den Vollzug der Association herbeizuführen, d. h. die Lücken auszufüllen. Da bietet sich denn als einfachstes Mittel die Aufsuchung einer Analogie, die sich aber von dem gegenwärtigen Complex dadurch unterscheidet, dass in ihr die Lücke bereits ausgefüllt, die Association vollzogen ist. Wir streben also, frühere Erfahrungen, die den augenblicklichen ähnlich sind, zu reproducieren, bei denen wir jedoch statt der unbekannten Zukunft eine bekannte Vergangenheit, statt der unausgeführten Absicht die vollbrachte Handlung vor uns haben.

Während also der oben geschilderte Ergänzungsprozess sich an schon vorhandene Analogieen anschloss, ward das Verlangen nach Ergänzung hier das Motiv zu neuen Analogiebildungen. Allein dies Motiv unterscheidet sich von den früher behandelten grundsätzlich dadurch, dass es die Analogie nicht um ihrer selbst willen schafft, sondern sie nur als Hülfsmittel für ganz andersartige Zwecke benutzt. Ist dann die Analogie einmal gebildet, so verläuft auch dieser Ergänzungsprozess ganz ebenso wie der zuerst beschriebene: die Plus-Elemente der reproducierten Vorstellung werden zu der lückenhaften gegenwärtigen Vorstellung als Ergänzung zugefügt.

Wir haben uns nun dem Beziehungsbegriff zuzuwenden. Die Möglichkeit der willkürlichen analogistischen Ergänzung beruht darauf, dass eine zwischen zwei Vorstellungselementen bestehende Association aufhört, latent zu sein, und als eine actuelle Thatsache ins Bewusstsein tritt. Wie aber von dem naiven Menschen fast alle subjectiven Gebilde, deren er sich bewusst wird, objectiviert werden, so auch hier: der Umstand, dass die beiden Elemente sich gegenseitig hervorzurufen vermögen, wird als eine reale Zusammengehörigkeit der Merkmale angesehen. Diese Zusammengehörigkeit nun nennt man eine Beziehung. Da die Association stets hervorgeht aus zeitlichem Zusammenfallen oder zeitlicher Aufeinanderfolge zweier Vorstellungen, so ist die ursprünglichste Form, in der diese Thatsache zu objectivem Ausdruck kommen, d. h. als Beziehung aufgefasst werden kann, die der zeitlichen Begleiterscheinung. Und in der That findet sich diese Form bei den primitivsten Analogieschlüssen vorherrschend. Wenn das Kind zum ersten Male auf der Eisenbahn fährt und dabei

einmal die Beobachtung gemacht hat, dass nach einem kurzen Pfiff der Zug anhielt, so wird es, sobald wieder der Pfiff ertönt, auch wieder das Stillstehen der Wagen erwarten; es hat damit zwischen dem Pfiff und dem Anhalten eine Beziehung constatiert, ohne aber zu wissen, worin diese besteht; es hat keine Kenntniss davon, ob der Pfiff das Zeichen oder die Ursache des Haltmachens war, sondern nur davon, dass das eine nach einer gewissen Zeitspanne dem andern nachgefolgt ist. Die blosse Vorstellungsassociation, und mag sie noch so fest sein, kann niemals eine andere Beziehung herstellen, als die des zeitlichen Zusammenhanges (auch nicht die der Ursache und Wirkung, wie Hume meint). Der Ursprung aller übrigen Beziehungsbegriffe liegt ganz wo anders. So entspringt der Ursachbegriff aus der Association nicht zweier Vorstellungen, sondern einer Volition oder eines Muskelgefühls mit der Wahrnehmung einer darauf erfolgten Handlung.*) Aber die Festigkeit der Vorstellungsassociation muss uns doch immer erst die Fälle liefern, auf welche wir diese anderwärts gewonnenen Beziehungsbegriffe uns anzuwenden erlauben. So werden denn dem unbestimmteren Begriff der zeitlichen Begleiterscheinung jene speciellen Beziehungen untergelegt, als da sind: Ursache und Wirkung, Mittel und Zweck, Grund und Folge, Preis und Waare, Absicht und Ausführung und viele andere, die man unter dem Namen „qualitative Beziehungen" zusammenfassen kann. Die blosse Association ist somit nicht der Ursprung der meisten Beziehungsbegriffe, wohl aber die *conditio sine qua non* ihrer Anwendung; sie gleicht nicht der Spannkraft, die in dem trockenen Pulver ruht und unter Umständen zur lebendigen Kraft werden kann, sondern dem Funken, der ins

*) S. S. 107.

Pulver fällt und die potentielle erst thatsächlich in kinetische Energie verwandelt.

Die grosse Bedeutung der Association für die Anwendung des Beziehungsbegriffs in der analogistischen Ergänzung tritt namentlich dann hervor, wenn sie (d. h. die Association) nicht auf einer einzigen, sondern auf einer grösseren Reihe von reproducierten Vorstellungen beruht. Während wir nämlich bisher nur die übereinstimmenden Glieder der in Analogie gesetzten Vorstellungscomplexe ins Auge gefasst hatten und annahmen, dass die Ergänzungsglieder durchaus den Plus-Elementen der reproducierten Vorstellungen gleichen müssten, so können doch auch andererseits die nicht übereinstimmenden Teile zur Geltung kommen und auf die Ergänzung Einfluss ausüben. Haben wir nämlich eine Reihe ähnlicher Wahrnehmungen gehabt, so findet es sich meistens, dass in ihnen qualitativ gleiche Elemente quantitativ differieren und variieren. Eine Farbe ist bald heller, bald dunkler, ein Preis bald höher, bald niedriger, eine Anzahl bald grösser, bald geringer u. s. w. Es findet sich ferner, dass mit diesen Elementen jedesmal andere associiert sind, die gleichfalls bei Übereinstimmung der Beschaffenheit Verschiedenheit im Grade aufweisen. Die beständige qualitative Gleichheit wird zur Befestigung der Association und daher zur Aufstellung einer qualitativen Beziehung führen. Was geschieht aber mit der quantitativen Divergenz? Zu ihrer Ausnutzung steht uns in Folge der Mehrzahl der Wahrnehmungen ein Mittel zur Verfügung, das bei einer einzelnen Wahrnehmung versagt: die Abstraction. Wir vermögen nämlich aus einer Reihe von Vorstellungscomplexen die jedesmal übereinstimmenden Merkmale auszusondern und unsere Aufmerksamkeit lediglich auf die verschiedenartigen zu richten. Von den gesamten

Beziehungselementen bleibt uns daher nichts als ein Schema von zwei Zahlen, die wir nun gesondert der Beobachtung unterziehen können. Da wird es sich denn unter Umständen zeigen, dass in dem einen Falle beide Zahlen klein, in dem anderen beide gross sind, dass sie in gleicher Weise abnehmen oder wachsen u. s. w., kurz, dass das Verhältnis der beiden Grössen stets dasselbe ist. Mit dieser Erkenntnis wird dann zur qualitativen Beziehung noch eine quantitative hinzugefügt, und gerade darin liegt zum Teil die Fruchtbarkeit der analogistischen Ergänzung, dass sie sich gegebenen Falles beider Beziehungsarten bedienen kann. Sobald also wieder ein ähnlicher, aber lückenhafter Vorstellungscomplex auftaucht, so werden vermittelst des Ergänzungsprocesses Elemente eingeschaltet, die qualitativ mit den Plusbestandteilen der reproducierten Vorstellungen übereinstimmen; und es wird diesen ein solcher Grad verliehen, dass ein gleiches quantitatives Verhältnis wie in den früheren Fällen entsteht. Hier gewinnt also die Analogie einen proportionalen Character, aber sie unterscheidet sich von der reinen Proportion dadurch, dass sie stets den Nachdruck auf die qualitative Gleichheit legt, wogegen die mathematische Proportion von derselben abstrahiert bezw. sie als selbstverständlich annimmt.*)

Es ist nun übrigens auch möglich, dass wir die quantitative Beziehung nicht erst durch Abstraction aus einer Reihe von Vorstellungen selbst erzeugen, sondern dass sie der einzelnen Vorstellung als etwas von aussen her Gegebenes und auf früheren von anderen gemachten Wahrnehmungen Beruhendes hinzugefügt wird. Dann genügt eine einzige Reproduction, um eine nicht nur qualitative, sondern auch quantitative Ergänzung vorzunehmen.

*) S. W. Wundt. Logik I, S. 312/313.

Jede Regel-de-tri-Aufgabe liefert uns dazu ein Beispiel.

War die Beteiligung bezw. Nicht-Beteiligung des Willens das erste wesentliche Moment der analogistischen Ergänzung, war die Beschaffenheit des Beziehungsbegriffs das zweite, so stellt sich uns als drittes die Beschaffenheit des Ergänzungselementes selbst dar. So irrelevant dasselbe für den Ablauf des Processes an und für sich ist, so wichtig ist es für dessen practischen Wert; haben wir in ihm doch das Resultat des ganzen Vorgangs zu sehen, das Endziel, zu welchem er hinstrebt, und das dann wieder zum Anfangspunkt einer Fülle weiterer psychischer Thätigkeiten werden kann. Das ergänzte Element besteht nun entweder in einer Vorstellung oder in einer motorischen Action; im ersten Falle haben wir es mit einer Bereicherung der Erkenntnis, dem Analogie-Schluss, im zweiten mit der Ausführung einer Thätigkeit zu thun. Diese Scheidung ist für das gesamte psychische Leben der Menschheit von so grundlegender Bedeutung, dass sie am besten zum Einteilungsprinzip der weiteren Darstellung gemacht wird. Natürlich finden sich sowohl innerhalb des Analogie-Schlusses, wie auch des Analogie-Handelns (wenn ich mich so ausdrücken darf) die beiden oben erwähnten Entwicklungsstufen, die der unwillkürlichen und die der willkürlichen Ergänzung vertreten.

I.

Der Analogieschluss.

Der Analogieschluss wird definiert als der Schluss vom Besonderen auf das Besondere und sein Schema lautet:

M ist P.
S ist gleichartig mit M.
S ist P.*)

oder genauer:

M hat die Eigenschaft P.
S gleicht dem M in den Eigenschaften *a*, *b*, *c* . . .
Also hat auch S wahrscheinlich die Eigenschaft P**).

Soweit logische Forscher dem Analogieschluss überhaupt eine selbständige Erörterung widmen, interessiert sie fasst ausschliesslich die Frage: In welchem Verhältnis steht diese Schlussart zu den beiden anderen: Syllogismus und Induction? Die Antworten darauf sind höchst verschieden. Am wenigsten scheint mir die Ansicht den wahren Character des Schlusses zu erfassen, welche ihn als eine Vereinigung des inductiven und deductiven Schlusses betrachtet, indem das Allgemeine als ein Zwischenglied eingeschoben wird, welches sich dann aber wieder, wie bei einem Rechenexempel, hinweghebt.***) — Lediglich als Unterart des Syllogismus betrachtet Hegel den Analogieschluss und sucht ihn mit der zweiten aristotelischen Figur zu identificieren.†) — Am berechtigsten ist sicherlich jene Auffassung, die den Analogieschluss mit der Induction in Zusammenhang bringt. Kant††) fasst beide zusammen als „Schlussarten der Urteilskraft," als „logische Präsumtionen," die der Notwendigkeit entbehren; die Induction schliesse „von vielen Dingen auf alle Dinge einer Art," die Analogie „von vielen Bestimmungen und Eigenschaften, worin Dinge von einerlei Art zusammenstimmen, auf die

*) F. Ueberweg, System der Logik 1857. S. 375.
**) W. Wundt. Logik I, S. 310.
***) Aristoteles, Anal. pr. II 24. Ueberweg, a. a. O. 376.
†) Logik II S. 155. Aehnlich äussert sich Hoffbauer in Ersch und Gruber's Encycl. Artikel: Analogie.
††) Logik § 84.

übrigen, sofern sie zu demselben Prinzip gehören." Ähnlich erblickt Erdmann*) die Hauptbedeutung des Analogieschlusses in dem Umstande, dass er die notwendige Vorstufe des inductiven Schlusses ist; sein Grundgedanke bestehe darin, dass wir nach Analogie nur soweit schliessen, „als wir voraussetzen dürfen, dass die gleichen Ursachen in dem ähnlichen Besonderen gegeben sein, und dass diesen die gleichen Wirkungen entsprechen werden;" dieser Grundgedanke sei aber mit dem des Inductionsschlusses identisch.

Für uns wird sich das Verhältnis des Analogieschlusses zur Deduction und Induction dadurch ganz anders gestalten, dass wir dasselbe nicht in den fertigen, starren Formen, sondern in seiner Entstehung, in seiner volkstümlichen Gestaltung untersuchen.

a. Der unbewusste oder unwillkürliche Analogieschluss.

Unbewusst oder unwillkürlich nenne ich die primitivste Form des Analogieschlusses, denn beide Ausdrücke kommen ihm mit gleichem Rechte zu. Unbewusst ist und bleibt das Vorhandensein einer früheren Vorstellung, welche gewisse Merkmale mit einer gegenwärtigen gemeinsam hat, und Helmholtz bezeichnet daher das Verfahren mit diesem Worte;**) unwillkürlich ist die Anknüpfung der Plus-Elemente jener früheren Vorstellung an den vorliegenden Denkinhalt, und ich hatte diese Bezeichnung für alle elementaren Vorgänge analogistischer Ergänzung gewählt.

Als Beispiel mag jenes so häufig vorkommende Hinweglesen über einen Druckfehler dienen. Setzen wir den Fall, der Drucker habe in dem Worte „*der*" das *e* ausgelassen, so vermag die blosse Ge-

*) B. Erdmann, Logik I 468.
**) Handbuch der physiol. Optik, I. Aufl., S. 430.

sichtswahrnehmung in uns nur die Vorstellung von *dr* wachzurufen. Allein sofort wird hierdurch der Vorstellungscomplex *d, e, r* wegen der Gleichheit der beiden Elemente reproduciert und im selben Moment auch schon mit der augenblicklichen Wahrnehmung *dr* so eng verschmolzen, dass wir absolut kein Bewusstsein davon haben, wie das Element *e* erst gewissermassen durch ein Hinterthürchen sich eingeschlichen hat; uns gilt es und scheint es vollkommen ebenso ursprünglich als die beiden andern, wirklich wahrgenommenen Buchstaben.

Es ergiebt sich also: nur der erste Beginn des Prozesses (die sinnliche Wahrnehmung) und sein Ende (die Hinzufügung des Ergänzungsgliedes) sind dem Bewusstsein zugänglich; was dazwischen liegt, ist ein Werk der blinden, dem Willen entzogenen Association. Und dennoch sehen wir hier schon die wesentlichsten Merkmale des Analogieschlusses auftreten: Es wird eine Vorstellungscombination mit einem Bestandteile verbunden, weil eine ähnliche Vorstellungscombination früher uns mit eben diesem Bestandteil verbunden begegnet ist. Man könnte den Vorgang daher auch füglich als einen Analogieschluss in nuce bezeichnen. Ich bin der Überzeugung, dass das Tier allein auf diese Art des Schliessens angewiesen ist und sie thatsächlich überall da anwendet, wo es auf Grund früherer Erfahrungen die Wirklichkeit zu anticipieren, die Anwesenheit nicht wahrnehmbarer Objecte zu vermuten und sich den kommenden Ereignissen anzupassen vermag.

Im menschlichen Seelenleben sind es drei Erscheinungsgruppen, die dem unbewussten Analogieschluss teils überhaupt ihre Existenz, teils doch eine bedeutende Entwicklung verdanken. Das eine betrifft die Interpretation von Empfindungen nach Analogie früherer Erfahrungen, die zweite die

Interpretation der Aussenwelt nach Analogie unseres Ichs, die dritte die Verbindung von Gegenstand und Namen. Die zweite Gruppe (die den sogen. subjectivistischen Analogieschluss umfasst) wird wegen ihrer hervorragenden Wichtigkeit später eine gesonderte Behandlung finden,*) es bleiben uns hier daher nur die erste und die dritte zu besprechen.

In dem zu Beginn des ersten Kapitels gegebenen Beispiel von dem stereoskopischen Sehen**) kann man erkennen, was unter „Interpretation von Empfindungen" zu verstehen ist. Helmholtz, dem wir die Annahme von unbewussten Schlüssen überhaupt verdanken, formuliert die Regel, nach der hier verfahren wird, so,***) „dass wir stets solche Objecte als im Gesichtsfelde vorhanden uns vorstellen, wie sie vorhanden sein müssten, um unter den gewöhnlichen, formalen Bedingungen des Gebrauchs unserer Augen denselben Eindruck auf den Nervenapparat hervorzubringen. Nehmen wir an," fährt er dann fort, „es sei der Augapfel am äusseren Auge mechanisch gereizt worden. Wir glauben dann, eine Lichterscheinung in der Richtung des Nasenrückens im Gesichtsfelde vor uns zu sehen. Wenn bei dem gewöhnlichen Gebrauch unserer Augen, wo sie durch von aussen kommendes Licht erregt werden, eine Erregung der Netzhaut in der Gegend des äussern Augenwinkels zu Stande kommen soll, muss in der That das äussere Licht von der Gegend des Nasenrückens her in das Auge fallen." Es möge mir gestattet sein, noch weiter die Ausführungen Helmholtz' wiederzugeben. „Die psychischen Thätigkeiten,†) durch welche wir zu dem Urteile kommen, dass ein bestimmtes Object von

*) S. Drittes Kap, I d.
**) S. S. 6.
***) A. a. O. S. 428.
†) A. a. O. S. 430.

bestimmter Beschaffenheit an einem bestimmten Orte ausser uns vorhanden sei, sind im allgemeinen nicht bewusste Thätigkeiten, sondern unbewusste. Sie sind in ihrem Resultate einem Schlusse gleich, in so fern wir aus der beobachteten Wirkung auf unsere Sinne die Vorstellung von einer Ursache dieser Wirkung gewinnen, während wir in der That direct doch immer nur die Nervenerregungen, also die Wirkungen wahrnehmen können, niemals die äusseren Objecte. Sie erscheinen aber von einem Schlusse — dieses Wort in seinem gewöhnlichen Sinne genommen — dadurch unterschieden, dass ein solcher ein Act des bewussten Denkens ist . . . Indessen mag es erlaubt sein, die psychischen Acte der gewöhnlichen Wahrnehmung als unbewusste Schlüsse zu bezeichnen, da dieser Name sie hinreichend von den gewöhnlich so genannten bewussten Schlüssen unterscheidet, und wenn auch die Ähnlichkeit der psychischen Thätigkeit in beiden bezweifelt worden ist und vielleicht auch bezweifelt werden wird, doch die Ähnlichkeit der Resultate solcher unbewussten und der bewussten Schlüsse keinem Zweifel unterliegt."

„Die bezeichneten unbewussten Schlüsse von der Sinnesempfindung auf deren Ursache sind nun in ihren Resultaten den sogenannten Analogieschlüssen congruent. Weil in einer millionenfachen Überzahl von Fällen die Erregung der Netzhautstellen am äusseren Augenwinkel von äusserem Lichte herrührte, welches von der Gegend des Nasenrückens her in das Auge fiel, urteilen wir, dass es auch in jedem neu eintretenden Falle so sei, wo die genannte Netzhautstelle erregt wird, ebenso wie wir behaupten, dass jeder einzelne jetzt lebende Mensch sterben werde, weil bisher die Erfahrung ergeben hat, dass alle früher lebenden Menschen gestorben sind."

„Jene unbewussten Analogieschlüsse treten aber ferner, eben weil sie nicht Acte des freien, bewussten

Denkens sind, mit zwingender Notwendigkeit auf, und ihre Wirkung kann nicht durch bessere Einsicht in den Zusammenhang der Sachen aufgehoben werden. Wir mögen noch so gut einsehen, auf welche Weise die Vorstellung von einer Lichterscheinung im Gesichtsfelde zu Stande kommt, wenn das Auge gedrückt wird, doch werden wir dadurch die Überzeugung, dass diese Lichterscheinung in der bestimmten Stelle des Gesichtsfeldes vorhanden sei, nicht fortschaffen, und nicht die Anschauung von einer Lichterscheinung am Orte der gereizten Netzhautstelle zu Stande bringen können."

Aus alle dem geht hervor, dass die sogenannten Sinnestäuschungen ihrem Wesen nach sich als „unbewusste Fehlschüsse" darstellen.

Auch dies hat Helmholtz erkannt. „Es ist klar," sagt er, „dass es in solchen Fällen nicht eine unrichtige Thätigkeit des Sinnesorgans und des dazugehörigen Nervenapparates ist, welche die Täuschung hervorbringt. Beide können nicht anders als nach den Gesetzen wirken, welche ein für alle Mal ihre Thätigkeit beherrschen. Es ist vielmehr eine Täuschung in der Beurteilung des dargebotenen Materials von Sinnesempfindungen, wodurch eine falsche Vorstellung entsteht."

Teilweise mit den Sinnestäuschungen coincidierend, teilweise mit ihnen nahe verwandt sind die sog. Hallucinationen. Eine solche tritt stets dann ein, wenn wir ein psychisches Element ungerechtfertigter Weise objectivieren, d. h. annehmen, dass es durch ein äusseres Object hervorgerufen worden sei. So gehörte denn schon das oben von Helmholtz angeführte Beispiel zu den Hallucinationen. Allein nicht nur eigentliche Empfindungen vermögen einen hallucinatorischen Character anzunehmen, sondern es können auch blosse Erinnerungsbilder eine derartige Intensität erreichen,

dass sie für Empfindungen gehalten und demgemäss objectiviert werden. Dass hier ein Analogieschluss und zwar ein Fehlschluss vorliegt, ist klar; da bisher, so folgert man, fast alle Empfindungen von äusseren Gegenständen ausgelöst worden sind, muss diese Empfindung (denn dafür wird die Erinnerungsvorstellung ja angesehen) ebenfalls eine objective Ursache haben. Dieser Analogieschluss wird nun häufig verquickt mit Analogiebildungen, die teils durch unwillkürliche Reproduction hervorgebracht werden, teils dem Motive entspringen, unverstandenen Eindrücken eine sinnvolle Bedeutung unterzulegen. So werden z. B. jene beweglichen, flimmernden Punkte, die jeder Mensch bei scharfer Beobachtung in seinem Gesichtsfelde entdeckt, nicht als solche objectiviert, sondern als irgend welche bekannten Gegenstände, als fliegende Mücken etc.; ebenso glaubt der Hallucinant aus dem unbestimmten Getöse des Ohrensausens Wörter herauszuhören. Jene andere Art von Hallucinationen, die in fälschlicher Objectivierung von Erinnerungsbildern besteht, tritt mit Vorliebe auf im Anschluss an wirkliche äussere Wahrnehmungen und heisst dann Illusion. Hier wird durch die Wahrnehmung eine frühere (ähnliche) Vorstellung reproduciert; es werden die lediglich der Reproduction angehörigen Bestandtheile (also die Plus-Elemente) unmittelbar dem gegenwärtigen Eindruck beigelegt und durch Hallucination objectiviert, so dass der Mensch in dem wahrgenommenen Object thatsächlich den Gegenstand seiner Erinnerung zu erblicken glaubt. Deshalb vermutet der nächtliche Wanderer in jedem Baum einen Räuber, weil in Folge der Angst die Vorstellung „Räuber" dem Bewusstsein sehr parat liegt, derart, dass die geringe Ähnlichkeit eines Baumes mit einer menschlichen Figur genügt, sie wachzurufen.

Es ergiebt sich aus Obigem, dass einerseits nervöse Überreizung, andrerseits das fast absolute

Vorherrschen eines engen Ideenkreises im Bewusstsein den günstigsten Nährboden für Hallucinationen und Illusionen bieten, denn durch jene können Vorstellungen leicht eine ungewöhnliche Intensität erhalten, durch diese die Reproduction einer Vorstellung wesentlich erleichtert werden. Jene Täuschungen treten daher namentlich auf in Zuständen der Erwartung, Hoffnung und Furcht und bei Geisteskranken, die an fixen Ideen, insbes. Verfolgungswahnsinn leiden. Die berühmtesten Beispiele solcher mit Illusionen verknüpften, ja von ihnen ganz überwucherten Gedankengänge bietet der Ritter Don Quijote von der Mancha, der in der staubaufwirbelnden Schafheerde eine feindliche Armee und in den Windmühlen furchtbare Riesen zu sehen meint.

Übrigens beschränkt sich die Interpretation der Empfindungen durch unbewussten Analogieschluss nicht nur auf die von Helmholtz allein erwähnte Constatierung der Ursache; vielmehr können es auch wieder Empfindungsthatsachen sein, die zu den Empfindungen anderer Sinnesgebiete unwillkürlich ergänzt werden. Ich wies schon oben auf die Vorstellung des Drei-Dimensionalen hin, die oft erfolgt, wenn lediglich die Bilder in den beiden Augen ein wenig gegen einander verschoben sind, während doch zur völligen Sicherstellung der Annahme bei Körpern das Betasten und bei Räumlichkeiten das Durchmessen von Nöten wäre. Ein gleiches geschieht, wenn man die Weichheit eines Apfels, die Rauheit eines Stoffes (also Eigenschaften die durch den Tastsinn erkannt werden) geradezu zu sehen glaubt.

Es erübrigt noch, die Bedeutung des unwillkürlichen Analogieschlusses auf sprachlichem Gebiet kurz zu beleuchten.

Vermöge der Thatsache, dass der Sprachlaut gleichzeitig zwei Gattungen von Empfindungen

auslöst, eine akustische beim Hören und eine Bewegungsempfindung beim Sprechen, vermag er mit dem Vorstellungsganzen, das er begleitet, gewissermassen eine doppelte Verbindung einzugehen, also sich besonders innig zu associieren. Dies bietet nun die denkbar günstigste Disposition für den jetzt schon so oft geschilderten Vorgang; „Weil das Wort*) ursprünglich das Zeichen für eine einzelne Vorstellung war, so sind beide in der Association fest mit einander verschmolzen und werden als sich gegenseitig deckend angesehen;**) wie die individuelle Vorstellung das Wort, so ruft dieses die sinnliche Einzelvorstellung hervor, mit der es anfänglich verbunden wurde."

So haben wir es jener besonders festen Association zu danken, dass uns beim Sprechen für jeden Denkinhalt sofort das passende Wort zur Verfügung steht; die Lautvorstellung wird als durchaus den übrigen Vorstellungselementen angehörig betrachtet, und fast nie ist das Bewusstsein vorhanden, dass jene Benennung nicht unmittelbar der neuen Wahrnehmung anhaftet, vielmehr erst älteren Vorstellungen, die gleichsam hinter den Kulissen mitspielen, entlehnt ist. So gründet sich auf diesen elementaren Analogieschluss die Constanz und Stabilität, durch welche die Sprache zu einem

---

*) Göring, System der kritischen Philosophie I 216.

**) Aus Lazarus' „Leben der Seele" sei folgende Stelle hier erwähnt (II. S. 77. Anmerkung): „Zwischen den Wörtern der Muttersprache und der Vorstellung, welche sie bedeuten, findet für den einfachen ungebildeten Menschen eine solche Innigkeit der Verbindung statt, dass er kaum im Stande ist, sie zu lösen, und die Anekdote ist sehr charakteristisch, dass ein Deutscher, der zur Ausstellung in Paris war, es zu den Wunderlichkeiten der Franzosen zählt: zu Brod sagen sie *du pain!* Ja wir, sagt der Andere, sagen Brod! Ja, sagt jener, und es ist doch auch Brod. Es wird also hier das Wort als die Eigenschaft, als die eigentliche Anschauung des Dinges gedacht."

brauchbaren Ausdrucksmittel menschlicher Gedanken werden konnte.*)

Alle anderen Momente, die sich beim unwillkürlichen Analogieschluss der Besprechung darbieten würden, hat derselbe mit dem eigentlichen Analogieschluss gemeinsam und sie mögen daher bei diesem ihren Platz finden.

b. Der eigentliche Analogieschluss.

Dieser Schluss unterscheidet sich von dem bisher behandelten Processe dadurch, dass die Reproduction der früheren Vorstellung und die Association ihrer Plus-Elemente mit der gegenwärtigen zu bewussten Actionen werden.

Die Auffassung der neuen Vorstellung bildet die eine Prämisse:

„V hat die Merkmale $a, b \ldots$“;

Die bewusste Reproduction liefert die zweite: durch V wird V_1 reproduciert, bestehend aus a_1 b_1 d_1 vermöge der übereinstimmenden Elemente a b (a_1 b_1); oder was dasselbe sagt:

„$V = V_1$ in a b“;

und aus der Association ergiebt sich die conclusio: die Verbindung von a_1 b_1 mit d_1 führt eine solche der gleichen Elemente a b mit d herbei, oder was dasselbe sagt:

„$V = V_1$ auch in d“.

Also wieder ist es die Association, die das Endergebnis zu Stande bringt. Aber während sie vorher wie eine verhüllt in den Wolken thronende Göttin heimlich ihres Amtes waltete und nur an ihren Wirkungen erkennbar war, ist sie jetzt gleichsam zur Erde herabgestiegen, sie giebt sich

*) Ueber andere Anwendungsarten der analogistischen Ergänzung auf sprachlichem Gebiet s. Drittes Kapitel II a u. b.

zu erkennen, sie ist jetzt coram publico thätig, und doch hat sie mit ihrer Enthüllung auch nicht einen Deut ihrer Machtfülle abgegeben: Die Wirkungen sind die gleichen geblieben, nur ist der Mensch sich jetzt dessen bewusst, woher sie kommen. Und da er jetzt jene Macht zu kennen glaubt, die seine Ideen in einen so merkwürdigen Zusammenhang bringt, so will er ihr auch einen Namen geben und heisst sie „Beziehung", womit er zugleich ihren Wohnsitz, oft allerdings höchst unberechtigter Weise, aus seinem Kopf in die Aussenwelt verlegt.

Denn wenn Wundt*) es als erste Norm für den Analogieschluss aufstellt, „dass nur diejenigen übereinstimmenden Eigenschaften der analogen Begriffe von Gewicht sind, welche mit der zu erschliessenden Eigenschaft in Beziehung stehen," so glaubt der naive Denker diese Bedingung erfüllt zu haben, wenn eine solche Beziehung in seinem Bewusstsein vorhanden ist, d. h. wenn er die Wahrnehmung macht, dass die Vorstellungen sich wechselseitig hervorrufen.

Betrachten wir vorläufig einmal die Folgen dieser Thatsachen, wenn der Schluss**) sich nur auf eine oder wenige reproducierte Vorstellungen stützt. Während nämlich bei häufiger Wiederholung ähnlicher Vorstellungen die Innigkeit der Association, wie wir später sehen werden, einigermassen dem objectiven Zusammenhang entsprechen kann, ist bei einmaligem Auftreten einer Vorstellungsgruppe jene Innigkeit, mit der sich ihre Elemente verknüpfen, lediglich das Product zufälliger, meist unwesentlicher Umstände; so haben

*) Logik I S. 310.

**) Das Folgende bezieht sich nicht nur auf den eigentlichen Analogieschluss, sondern auch auf den unbewussten; gleichen sich doch beide darin, dass ihr Ablauf bestimmt wird durch die Festigkeit der Association.

recht sinnenfällige oder recht interessante Vorstellungen besondere Neigung, sich fest mit gleichzeitigen Elementen zu verbinden. Aber trotz dieses Zufallscharacters ist für den naiven Menschen diese Festigkeit das einzige Argument für Vollzug oder Nicht-Vollzug des Analogieschlusses. Jedes von Ungefähr herbeigeführte Bei-, Neben-, Mit- und Nacheinander von Vorstellungen, zwischen denen eine starke Association besteht, wird daher sofort objectiviert, als Beziehung auf ähnliche Zusammenhänge übertragen; und nicht nur als die vage Beziehung zeitlicher Begleiterscheinung: vielmehr werden bald bestimmte Beziehungen, namentlich die der Ursache und Wirkung, stillschweigend substituiert. Ist es da zu verwundern, dass unter solchen Verhältnissen Fehlschlüsse ebenso häufig, ja häufiger als richtige sind?

Es kommt z. B. in ein Dorf die Nachricht, dass ein Angehöriger des Ortes in Amerika sein Glück gemacht habe, und flugs stellt sich bei vielen Bauern die Neigung ein, gleichfalls in die neue Welt zu gehen. „Der Jochen ist schliesslich auch nur ein einfacher Bauer, wie wir." (Ähnlichkeit zweier Vorstellungen in gewissen Elementen.) „Warum sollten wir da nicht ebenso unser Glück machen?" (Analogieschluss). Jede Frage nach anderen Beziehungen, insbesondere nach den eigentlichen Ursachen dieses Glücks (deren Vorhandensein im vorliegenden Falle doch erst entscheidend wäre für die Triftigkeit des Schlusses) wird in den Hintergrund gedrängt durch die unbedingt vorherrschende Verbindung zwischen den Vorstellungen „ein Bauer aus unserem Dorfe" und „in Amerika sein Glück machen." — Und wenn, in einem anderen Falle, irgend ein ungewöhnliches Ereignis die Gemüter beschäftigt, dann tauchen oft bei den Conjuncturen über dessen ferneren Verlauf die merkwürdigsten Gedankensprünge auf, in denen das Analogiever-

fahren dominiert. „Ihr werdet sehen," so orakeln dann die weisen Leute, „das wird nimmermehr ein gutes Ende haben; denn in meiner Jugendzeit hat sich etwas ganz Ähnliches zugetragen, und das hat auch einen kläglichen Ablauf genommen." Dem Menschen aus dem Volke sind eben Beispiele, und wenn sie auch nur einen Fall betreffen, genau so beweisend, wie allgemeine Regeln, und aus demselben Grunde können Gleichnisse, soweit sie auch hergeholt sein mögen, und so wenig sich auch das *tertium comparationis* auf wesentliche Merkmale erstrecken mag, dennoch ausserordentlich überzeugend auf das Volk wirken. So wurden die abtrünnigen Plebejer durch das bekannte Gleichnis des Agrippa bewogen, wiederum nach Rom zurückzukehren; sie schlossen nämlich, dass aus dem Zwist mit den Patriciern ähnliche unangenehme Folgen hervorgehen könnten, wie in der Fabel aus dem Streit zwischen dem Magen und den Gliedern.

Findet der Analogieschluss statt auf Grund einer Association, die offenbar durch ein- oder mehrmaliges (jedenfalls nicht häufiges) und ganz zufälliges Zusammentreffen zweier Ereignisse herbeigeführt worden ist, so dass ein wirklicher Causalzusammenhang ausgeschlossen erscheint, so gehört der Vorgang in das Gebiet des Aberglaubens; und so ist fast kein Mensch frei von einem gewissen Privataberglauben, der neben dem überlieferten Aberglauben oft eine bedeutende Ausdehnung gewinnt. Die meisten Menschen scheuen sich z. B., einen Ort wieder aufzusuchen, an dem sie einmal ein Unglück hatten erdulden müssen. Aber während der Vorurteilsfreie dies nur thut, weil er weiss, dass durch die gleiche Örtlichkeit die Ereignisse jener Trauerzeit wieder reproduciert werden und er die unangenehme Erinnerung vermeiden will, bleibt der Abergläubische nicht bei der blossen Reproduction stehen; er bringt den Ort, an welchem

ihn in der Vergangenheit ein Unfall betroffen, mit diesem in so feste Association, dass ein erneuter Aufenthalt daselbst seiner Meinung nach wieder ein Unglück nach sich ziehen müsste.

Die einseitige Bevorzugung einer bestimmten Vorstellungsverbindung verführt nun oft beim Analogieschluss zu einem weiteren Fehler. Da nämlich der Masse aller derjenigen Merkmale, die der Zufall nicht in jene Association mit hineingezogen hat, keine Aufmerksamkeit geschenkt wird, verschwinden auch solche Elemente, die geradezu differieren und die deshalb den Vollzug des Schlusses eigentlich verhindern müssten. Bei obigem Beispiel von dem nach Amerika ausgewanderten Landmann mag es den heimgebliebenen Bauern wohl bekannt sein, dass jener, im Gegensatz zu ihnen, ein besonders begabter Mann war, dass er in politische und sociale Verhältnisse hineinkam, die von den gegenwärtigen durchaus verschieden sind; dies mag ihnen bekannt sein, aber es bleibt unbeachtet; der Schluss, der durch richtige Würdigung dieser Umstände wesentliche Modificationen erhielte, wird anstandslos vollzogen. — Insbesondere findet diese Unterlassungssünde häufig bei Benennung von Gegenständen statt, wo sich der Name mit Vorliebe an irgend ein hervorstechendes Merkmal anhaftet. Zwei Brüder kehren nach langjährigem Fernsein in ihre Heimatsstadt zurück; sie kommen an einem Hause vorbei, das beiden bekannt erscheint, aber sie sprechen dies in verschiedener Weise aus. „Das war die Post," sagt der eine, „das ist die Post," der andere. Der erstere, vorsichtigere beschränkt sich darauf, die blosse Reproduction zum Ausdruck zu bringen; der zweite vollzieht, nur durch die Identität des äusseren Eindrucks veranlasst, den Analogieschluss sofort, ohne zu untersuchen, ob nicht das differierende Merkmal (Vergangenheit und Gegenwart) die Berechtigung

des Schlusses aufgehoben hat. — Wohl zu scheiden ist übrigens zwischen dem hier behandelten Vorgang: Unbeachtetlassen unterscheidender Merkmale in Folge von Nachlässigkeit und Ungenauigkeit des Denkens, und einem anderen: der absichtlichen Vernachlässigung derselben. So gross auch ihre äussere Ähnlichkeit sein mag, so grnndverschieden sind sie doch in ihrem psychologischen Ursprung. Jener ist ein höchst elementarer Prozess, ein Zeugnis der Verschwommenheit naiver Denkacte; dieser, die Abstraction ein verhältnissmässig hoher Entwicklungsgrad psychischen Lebens, der schliesslich zur methodischen Begriffsbildung führt. Beide Thätigkeiten werden übrigens häufig verwechselt, was zur Folge hat, dass manchen menschlichen Altersstufen geistige Fähigkeiten zugeschrieben werden, deren sie thatsächlich entbehren. So sagt Preyer*): „Als Sigismund seinem noch nicht ein Jahr alten Sohn, der kein Wort sprechen konnte, einen ausgestopften Auerhahn zeigte und auf ihn deutend sagte „Vogel", blickte das Kind unmittelbar darauf nach einer anderen Seite des Zimmers, wo auf dem Ofen eine ausgestopfte, als auffliegend dargestellte Schleiereule stand, welche es jedenfalls vorher bemerkt haben musste. Hier war also der Begriff „Vogel", der den Auerhahn und die Eule umspannt, schon entstanden und zugleich an jenes Wort geknüpft."

Richtige Analogieschlüsse auf Grund einer oder weniger reproducierter Vorstellungen sind daher nur in verhältnismässig seltenen Fällen zu erwarten. Entweder fügt es der Zufall, dass jene zeitlich sich berührenden Elemente, an welche sich die Association blindlings haftete, ein zweites Mal wieder in gleicher Reihenfolge ablaufen; oder die Association war ebenso zufällig gerade an Elemente

*) Die Seele des Kindes, Dritte Aufl. S. 350.

geraten, zwischen denen thatsächlich ein objectiver Zusammenhang, insbes. ein causaler, bestand, oder endlich die objective Beziehung war schon bei jener früheren Vorstellung von aussen her, etwa durch Mitteilung, bekannt geworden und wurde nun mit Recht auf den neuen Complex übertragen.

Waren die bisher geschilderten Eigentümlichkeiten des volkstümlichen Analogieschlusses geeignet, falsche Schlüsse herbeizuführen, so kann andererseits das hartnäckige Festhalten an gewissen Vorstellungsverbindungen auch die gerade entgegengesetzte Wirkung haben, nämlich die, berechtigte Analogieschlüsse zu verhindern. Denn dem gleichen Geschick, wie dort die differierenden Merkmale, können auch übereinstimmende Elemente der beiden Complexe verfallen; sie können unberücksichtigt bleiben, weil ein vielleicht ganz unwesentlicher Bestandteil, an den sich aber gerade früher die Association angeknüpft hatte, fehlt. „Ein Kind*) hat z. B. einen Mann mit schwarzem Gesicht gesehen und erfahren, dass dies ein Schornsteinfeger ist, und beim Anblick des nächsten schwarzen Gesichts schliesst das Kind: es ist ein Schornsteinfeger. Umgekehrt wird es nicht sofort glauben, dass ein weisses Gesicht einem Schornsteinfeger angehören könne, weil die Vorstellungen des Schornsteinfegers und des schwarzen Gesichts sich gegenseitig reproducieren."

Dieses Nicht-Vollziehen eines Analogieschlusses auf Grund ganz irrelevanter Unterschiede ist eben so characteristisch wie das Vollziehen auf Grund irrelevanter Übereinstimmungen. Dem naiven Denker selbst erscheint allerdings der Unterschied des einen Elements völlig ausschlaggebend für die Verschiedenheit des ganzen Wesens der betreffenden Vorstellungscomplexe. Deswegen findet jene Empfänglichkeit

*) K. Göring, System der kritischen Philosophie, 210.

des Volkes für Gleichnisse mit einem recht auffallenden *tertium comparationis* ihr Gegenbild in seiner Unempfänglichkeit für passende Vergleichungen, bei denen aber die übereinstimmenden Elemente nicht so sinnenfällig sind. Der beschränkte Mensch macht oft bei den bestgemeinten Versuchen, ihm durch Beispiele etwas klar zu machen, jede Verständigung unmöglich durch den stereotypen Einwand: „Das ist wieder etwas anderes." weil er in Folge der Differenz hervorstechender Merkmale, an die er sich klammert, nicht einsehen will, dass gerade für den vorliegenden Fall die Übereinstimmung versteckterer und tiefer liegender Elemente massgebend ist.

So kann man denn die Besonderheiten des Analogieschlusses, so weit er im ungeschulten Denken Anwendung findet und von nur wenigen früheren Fällen aus an einem vorliegenden Falle etwas Neues erschliessen will, in folgende drei Sätze fassen:

1) Die Analogieschlüsse werden auf Grund zufälliger aber fester Associationen gemacht.
   Beispiel: Einem Kinde ist einmal ein Wagen, der eine Klingel ertönen liess, als „Pferdebahn" bezeichnet worden; es benennt nun jeden Wagen, der dies äussere Merkmal enthält, mit demselben Namen.
2) Differierende Merkmale werden nicht genügend beachtet.
   Beispiel: Das Kind nennt auch ein anderes Gefährt, das eine Klingel ertönen lässt, etwa einen Milchwagen: „Pferdebahn".
3) Richtige Übereinstimmungen werden nicht anerkannt, weil der zufällige Zusammenhang, dessen Bestandteile fest associiert wurden, ein anderes Mal fehlt.
   Beispiel: Dem Kinde will es nicht einleuchten, dass ein Wagen, der nicht

klingelt, etwa in einer anderen Stadt, ein Pferdebahnwagen sein kann.

c. Der Analogieschluss in seinen vollkommeneren Formen.

Wir haben bisher von solchen Formen gesprochen, bei denen sich der Schluss nur auf einen oder wenige vorangegangene Eindrücke stützt. Allein diese Beschränkung passt doch höchstens auf die Vorstellungen in der Kindheit, da noch nicht viel Wiederholungen ähnlicher Vorgänge zur Wahrnehmung gelangt sind, oder auf aussergewöhnliche, überhaupt nur vereinzelt auftretende Ereignisse. Das Gros der menschlichen Vorstellungen jedoch, diejenigen, die das Alltagsleben bietet, sie treten in mehr oder weniger häufigen Wiederholungen auf und modificieren dadurch auch den Analogieschluss, zu dessen Vollzug sie benutzt werden. Diese Modification ist nun eine günstige; man kann im Allgemeinen behaupten, dass ein Analogieschluss um so grössere Genauigkeit und Sicherheit besitzt, je grösser die Zahl der Complexe ist, die ihm zur Unterlage dienen.

Denn durch Wiederholungen werden die Associationen (und auf diese kommt es ja namentlich an) fortwährend berichtigt; Verbindungen von Elementen, die nur zufällig waren, werden nicht immer wiederkehren und dadurch an Stärke einbüssen; hingegen können die wesentlichen Elemente, selbst wenn sie an und für sich ziemlich versteckt liegen und daher Anfangs unbeachtet blieben, dadurch, dass sie niemals fehlen, im Bewusstsein eine innigere Association eingehen.

Allein noch viel mehr als diese halb automatisch arbeitenden Processe trägt ein anderer unter Mitwirkung des Willens sich abspielender Vorgang zur Vervollkommnung des Analogieverfahrens bei:

die Anpassung an die Erfahrung. Falsche Analogieschlüsse werden durch diese fortwährend Lügen gestraft, womit sie ihre Unfähigkeit, der Erkenntnis zu dienen, bewiesen und so auch jede Existenzberechtigung verloren haben. Es treten also gewissermassen die verschiedenen Associationen in einen Kampf ums Dasein ein und als lebensfähig werden diejenigen erprobt, welche durch die Erfahrung späterhin Bestätigung fanden. Solche Vorstellungsverbindungen also, die sich der objectiven Wirklichkeit anpassten, vermochten sich zu halten und durch weitere Wiederholungen zu stärken; sie wurden vom Willen bevorzugt, während die als falsch sich erweisenden, d. h. solche, die mit den äusseren Bedingungen nicht im Einklang standen, untergehen mussten. War daher jener ganze Associationsmechanismus in seiner primitivsten Form ein zur Erkenntnis der Wirklichkeit nicht geeignetes und auch gar nicht aus dem Streben danach hervorgegangenes psychisches Gebilde gewesen, so wurde er durch diese natürliche Auslese einer stetigen Vervollkommnung und Entwicklung unterzogen und konnte so schliesslich zum wichtigsten Erkenntnismittel werden, welches der naive Mensch besitzt.*)

*) Man möge in obigem Passus die der Darwin'schen Theorie entnommenen Ausdrücke nicht für das Product einer müssigen Spielerei halten; vielmehr bin ich gerade der Ansicht, dass im Gebiete der gesamten Logik und Erkenntnistheorie, soweit es sich um die Entstehung ihrer Normen handelt, die consequente Anwendung der Selectionstheorie höchst furchtbare Ergebnisse liefern könnte. Sind doch alle Denkprocesse schliesslich nichts anderes als solche psychischen Vorgänge, die im Stande sind, sich den Geschehnissen der Wirklichkeit anzupassen. Es liegt nun doch nahe, diese Anpassung nicht als eine von vorn herein gegebene, sondern eine durch natürliche Auslese gewordene anzusehen, und hierdurch würden viele logische und erkenntnistheoretische Rätsel, wie die Uebereinstimmung der Wirklichkeit mit dem Denken, die Frage nach der Realität der Anschauungsformen u. s. w. ganz entschieden ihrer Lösung näher gerückt werden können.

Jedoch nicht nur auf die Sicherheit des Schlusses erstreckt sich diese Vervollkommnung, sondern sie vergrössert auch seine Genauigkeit und erweitert seinen Wirkungskreis. Denn wir hatten ja oben gesehen*), dass aus einer grösseren Zahl ähnlicher Vorstellungen durch Abstraction quantitative Verhältnisbeziehungen hervorgehen können; diese ermöglichen einerseits die Anwendung des Schlusses selbst da, wo der gegenwärtige Complex mit dem reproducierten durchaus nicht allseitig übereinstimmt; sie ermöglichen andererseits die zahlenmässige Bestimmung des Ergänzungselementes. Wenn daher die Köchin den Auftrag erhält, eine Speise für zwanzig Personen anzufertigen, so weiss sie nicht nur (vermittelst Analogieschlusses), dass sie dazu Mehl, Butter, Zucker u. s. w. zu nehmen hat, sondern auch in welchen Mengen sie alles dies zu nehmen hat, obgleich sie vielleich noch niemals die Speise für die angegebene Anzahl von Personen bereitet hat.

Diese vervollkommneten Formen des Analogieschlusses nun sind es, welche fortwährend das Leben des Menschen beherrschen, welche seine Erkenntnis ermöglichen, seine Handlungen regeln und es ihm gestatten, sich all den unzähligen Vorkommnissen des alltäglichen Lebens anzupassen. Sie sind es, die dem Bauern jene fast unfehlbare Sicherheit in dem Voraussehen des Wetters verleihen, die den Handwerker wissen lassen, welches Material, welche Werkzeuge, welche Handgriffe er für jede vorliegende Arbeit zu wählen hat. In ihnen haben wir sogar die höchsten Formen überhaupt, die dem volkstümlichen Denken zur Verfügung stehen, zu erblicken, denn selbst der Deductions- und Inductionsschluss, soweit sie der naive, nicht wissenschaftliche Mensch anwendet, sind nicht grundsätzlich von dem Analogieschluss

*) S. S. 69.

verschieden, sondern nur geringe Modificationen desselben. Dies bleibt noch zu erweisen.

Während der Analogieschluss in seiner vollkommneren Gestalt so formuliert werden kann:

Viele *abc* sind verbunden mit dem Merkmale *d*.
Die vorliegende Vorstellung enthält die Elemente *abc*.
Daher ist die vorliegende Vorstelluug auch zu verbinden mit dem Merkmale *d*.,

so wird daraus sofort ein Syllogismus, wenn in die erste Prämisse an Stelle des Wortes „viele" das Wort „alle" eintritt. Hierdurch wird scheinbar die im Analogieschluss vorhandene Nebeneinanderstellung von zwei gleichgeordneten Vorstellungen ersetzt durch Unterordnung, durch Herausgreifen eines einzelnen Falles aus einer Allgemeinheit, in der er implicite schon enthalten war. Allein dem ist in Wirklichkeit nicht so. Wir dürfen in den volkstümlichen Begriff „alle" eben nicht die strenge Exactheit hineinlegen, die das wissenschaftliche Denken mit ihm verbindet. Hier begegnet uns vielmehr wieder jene characteristische Ungenauigkeit des naiven Denkens, die wir nun schon öfter zu beobachten Gelegenheit hatten. Der natürliche Mensch vermag den Begriff „alle" gar nicht in seiner ganzen Schärfe, und namentlich nicht in seiner Ausnahmslosigkeit zu begreifen, und er ist nur all zu leicht geneigt, die Gesammtheit seiner Erkenntnisse, seiner Wahrnehmungen, oder doch wenigstens die von ihm und anderen bisher gemachten Erfahrungen mit diesem Ausdruck ohne Beschränkung zu belegen, so dass dann die gegenwärtige Wahrnehmung, von der er nun ein Gleiches aussagt, als ein Neues neben die anderen tritt. Sehr richtig bemerkt daher Göring*): „Die oft gerühmte Beweiskraft der Deduction und des Syllogismus

*) A. a. O. S. 213.

beruht zuletzt darauf, dass sie im wirklichen Denkprocess den natürlichen Analogieschlüssen sehr nahe kommen. Das „Alle" des Obersatzes wird ohne besondere Aufmerksamkeit nicht streng begrifflich, sondern unter dem aus früherer Gewohnheit wirkenden Einfluss der sinnlichen Vorstellungen als eine Vielheit gedacht, und so erscheint uns thatsächlich das analytische Urteil des Schlusssatzes als eine neue Einsicht und Bereicherung der Erkenntnis, wenn auch das abstracte Wissen das Gegenteil lehrt."

Die gewöhnliche Ausdrucksform, welche der deductive Schluss beim Volke erhält, legt ebenfalls Zeugniss ab für jene Ungenauigkeit des Denkens. Wie lautet der bekannte Mustersyllogismus: — „Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folglich ist Cajus sterblich" — in naiver Fassung? „Schmiede keine Pläne auf Jahre hinaus, alle Menschen müssen einmal sterben, und du bist ja auch nicht mehr als ein Mensch; daher wird auch dich der Tod früher oder später abrufen." Das kleine Wörtchen „auch" in der zweiten Prämisse und in der Conclusion verleiht dem ganzen Ausdruck den deutlichen Stempel eines Analogieschlusses; es wäre absolut unmöglich, wenn nicht die Vorstellung „du, der angeredete Mensch" als nebengeordnet der Vorstellung „alle Menschen" angesehen würde. Und die letztere wird stillschweigend in dem Sinne von „alle anderen Menschen" verstanden, in einem Sinne, wie er auch dem Dichterwort: „Wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen" zugeschrieben werden muss.

Eine etwas andere Bedeutung nimmt der Begriff „alle" im natürlichen Inductionsschluss an; hier wird er schon schärfer gefasst und greift hinaus über das Gebiet der bereits gemachten Erfahrungen; ja man könnte sagen, er habe hier

geradezu den entgegengesetzten Sinn; denn der Schwerpunkt des inductiven Schlusses beruht sicherlich in der Behauptung, dass seine Aussage auch auf die bisher noch nicht beobachteten Fälle passt. Die Induction ist somit nichts anderes als die Vorwegnahme künftiger Analogieschlüsse. Wie diese, stützt sie sich ebenfalls auf feste Association zwischen den Elementen eines Vorstellungscomplexes. Allein beim Analogieschluss wurde diese Association gewissermassen erst aus einem latenten Zustande geweckt durch das objective Wiederauftreten eines ihrer Elemente. Erst das thatsächliche Vorhandensein desselben machte seine Unvollständigkeit fühlbar, erinnerte daran, dass zu seiner Ergänzung etwas fehle, und in der Hinzufügung dieses Fehlenden bestand ja der Schluss. Anders bei der Induction. Hier ist die Association so stark, dass sie nicht erst zu actuellem Dasein gleichsam aufgerüttelt zu werden braucht; die bisher schon dagewesenen Vorstellungen haben ihr bereits eine solche Festigkeit verliehen, dass sich das Bewusstsein über ihre Existenz (die dann natürlich wieder als reale Beziehung objectiviert wird) zu jeder beliebigen Zeit Rechenschaft ablegen kann. In Folge dessen spricht es der Inductionsschluss aus, dass jedes der durch Association verbundenen Elemente, wenn es isoliert vorkommt, im Stande und geeignet ist, die andern nach sich zu ziehen. Wenn ein Kind einige Schornsteinfeger mit schwarzen Gesichtern gesehen hat, so sagt es bald: Alle Schornsteinfeger haben schwarze Gesichter. D. h.: wenn und so oft jetzt wieder einmal mir ein Mann mit einem schwarzen Gesicht begegnen wird, so werde ich ihn für einen Schornsteinfeger halten; und wenn und so oft ich von jemandem höre, dass er ein Schornsteinfeger ist, so werde ich ihn mir mit schwarzem Gesicht vorstellen.

Die Induction ist daher eine „Hypothese, die wir gebrauchen, wenn wir versuchen vorherzusehen“ *), sie ist der potentielle Analogieschluss. Da sie, um die nötige Festigkeit der Association zu erringen, einer grösseren Anzahl vorangegangener Wiederholungen bedarf, so ist sie, ähnlich wie die Form des vollkommneren Analogieschlusses, im allgemeinen durchaus fähig, zur Erkenntniss der Wirklichkeit beizutragen. Doch einen directen Vorzug vor dem actuellen Analogieschluss besitzt sie darin, dass der Mensch, um über die gemachten Erfahrungen hinwegzugehen, nicht erst unthätig harren muss, bis ein Bestandteil derselben ihm wieder begegnet; vielmehr kann er nun, unabhängig von augenblicklichen Wahrnehmungen, für die Zukunft hypothetische Regeln aufstellen, die das Eintreten einer Handlung oder eines Ereignisses voraussagen, so oft gewisse Bedingungen erfüllt sein werden.

So erweisen sich denn für das Denken des Volkes Syllogismus und Induction als die zwei Höhepunkte, welche die Entwicklung des Analogieschlusses nach verschiedenen Seiten hin erreicht.

d. Der subjectivistische Analogieschluss.

Mit dem Bisherigen ist die allgemeine Betrachtung über die psychologische Entwicklung des Analogieschlusses beendet. Indessen ich würde eine grosse Lücke lassen, wollte ich nicht noch einer Anwendungsform desselben gedenken, nämlich des subjectivistischen Schlusses. Ja nicht nur ausdrückliche Erwähnung, sondern auch ausführlichere Erörterung verlangt dieser Schlussvorgang,

*) Benno Erdmann in: Philos. Aufsätze, E. Zeller gewidmet, S. 217.

da er durch seine Eigenart sich *toto genere* von allen übrigen unterscheidet und in Bezug auf Wichtigkeit und Bedeutsamkeit für das menschliche Geschlecht sie alle weit hinter sich lässt. Die Eigenart desselben besteht darin, dass er nie seinen Character als ausgesprochenster Analogieschluss verlieren kann, dass er stets nur von einem Falle auf tausende von andern Fällen schliesst, und dass er durch die Erfahrung niemals directe Bestätigung findet. Seine Bedeutsamkeit aber liegt in der Thatsache, dass er dem Menschen das maschinenmässige Getriebe der Welt mit warmem, pulsierenden Leben erfüllt und erst jeglichen Verkehr, jegliche Verständigung zwischen Individuum und Individuum ermöglicht.

Unter allen Elementen, die sich zu Vorstellungsgruppen zusammenthun können, nehmen die Vorstellungen von unserm eigenen Seelenleben, die Gegenstände unserer inneren Erfahrung eine ganz besondere Stellung ein. Diese Elemente nämlich vermag ein jeglicher Mensch vermittelst directer Wahrnehmung nur bei einem einzigen Individuum kennen zu lernen: bei sich selbst. Die äussere Erfahrung bietet täglich und stündlich tausende von Sinneseindrücken, zu denen auch (ursprünglich von den andern ununterscheidbar) die Wahrnehmungen der Teile und der Bewegungen des eigenen Leibes gehörten. Letztere werden nun aber regelmässig von inneren Erlebnissen begleitet, von Gefühlen, Trieben und den Bewegungsempfindungen der durch sie ausgelösten Reflexe, die andern nicht; so wurden sie allmälig ausgesondert und bildeten in Verbindung mit diesen inneren Erfahrungen das Bewusstsein des eigenen Ich. Da die übrigen Eindrücke immer äusserlich blieben, so giebt es für jedes Individuum durch unmittelbare Erkenntnis unzählige rein physiche Daseinsformen, aber nur eine einzige

psychophysische Persönlichkeit. Diese bildet also einen völlig singulär dastehenden Vorstellungscomplex, zusammengesetzt teils aus Gebilden, wie sich entsprechende immerfort wiederfinden, teils aus Elementen, die sonst nirgends zum Vorschein kommen.

Die beiden Gruppen von Elementen, die das Selbstbewusstsein ausmachen, die physischen und psychischen, gehen nun untereinander die engste Verbindung ein. Fortwährend sehen wir äussere Wahrnehmungen von Vorstellungen und Gefühlen begleitet, sehen wir Volitionen, Innervationsempfindungen von äusseren Veränderungen gefolgt. Da sich nun diese Verbindungen unser ganzes Leben hindurch in ununterbrochenem Ablauf wiederholen, so bilden sich sehr innige Associationen, und damit ist die erste Vorbedingung eines Analogieschlusses erfüllt. Diese Association wird nun für jenen Schluss noch geeigneter gemacht durch Eigentümlichkeiten, die den Vorstellungen von psychischen Vorgängen anhaften. Diese haben nämlich erstens eine bedeutende Intensität im menschlichen Bewusstsein, zweitens aber ist ihnen auch das Interesse des Menschen in hervorragendem Masse zugewandt. Solche Eigenschaften verleihen nun den Vorstellungen von seelischen Bethätigungen die Fähigkeit, ausserordentlich leicht aufzutreten, wenn die äusseren Elemente, mit denen sie verbunden sind, sich einstellen. Da nun diese äusseren Elemente, das sind die Vorstellungen von Eigenschaften und Thätigkeiten unseres eigenen Leibes, fortwährend durch alle möglichen anderen äusseren Wahrnehmungen reproduciert werden, so entsteht eine Fülle von Analogieschlüssen, die ich subjectivistisch nenne, weil die Ergänzungsbestandteile unserer subjectiven inneren Erfahrung entnommen sind.

Da wir die psychischen Gebilde, die wir in Folge dieses Schlusses bei anderen Wesen voraus-

setzen, niemals unmittelbar wahrnehmen können, so ist, wie schon oben angedeutet, eine directe Bestätigung desselben durch die Erfahrung nimmermehr möglich. Dennoch aber sind wir im Stande, seine Richtigkeit oder Falschheit zu beurteilen: wir setzen nämlich vermittelst eines entsprechenden Schlusses auch wiederum voraus, dass jene (hypothetischen) Seelenprocesse sich in gewissen äusseren Folgen manifestieren müssten, und untersuchen nun, ob diese angenommenen Folgen mit den in der Erfahrung gegebenen wirklich übereinstimmen*).

Auf die ganz einzig dastehende Bedeutung dieses Schlusses im menschlichen Leben hat wohl zuerst mit gebührendem Nachdruck Beneke**) hingewiesen und gleichzeitig seine psychologische Entstehungsweise zu erklären versucht — nur dass die Darstellung durch die metaphysische Formulierung einigermassen beeinträchtigt wird. Beneke ist der Meinung, dass uns das Sein an sich unmittelbar nur in unserem psychischen Sein, dem Selbstbewusstsein entgegentrete; und indem nun vermittelst des betreffenden Analogieschlusses dies den Gegenständen äusserer Erfahrung beigelegt wird, kommen wir dazu, ein Sein ausser uns anzunehmen. Aber wenn man seine Darlegungen unter der Einschränkung versteht, dass wir uns statt des „Seins an sich" lediglich „psychische Processe" gesetzt denken, so ist der gesamte Vorgang fast in allen Stücken richtig geschildert. Er weist darauf hin, dass es nur auf die Festigkeit der Associationen zwischen den Wahrnehmungen psychischer und körperlicher Zustände ankomme, führt aus, wie diese Association eine so grosse Innigkeit erlangen könne und fährt

*) S. Fr. E. Beneke System der Metaphysik und Religionsphilosophie. S. 87/88.

**) A. a. O. S. 78—90.

dann fort*): „Wie alle übrigen Associationen, so macht sich auch diese, sobald sie einmal gebildet ist, über das ursprüngliche Bildungsverhältnis hinaus geltend. Das Kind erzeugt andere sinnliche Wahrnehmungen und Empfindungen, welche denen von seinem Leib überaus ähnlich sind: die Wahrnehmungen und Empfindungen von der Gestalt, der Stimme etc. seiner Mutter, seines Vaters, der übrigen Menschen, welche es umgeben. Was wird geschehen? — Die in jenem Verhältnis gestiftete Association wird sich auch für diese wirksam erweisen, d. h. es werden sich auch bei diesen Wahrnehmungen und Empfindungen die Empfindungen des Selbstbewusstseins oder des einzigen unmittelbar aufgefassten Seins unterlegen."

„Indem das Kind die Stimme der Mutter hört, ihre Brust, oder ihre Hand, oder ihr Gesicht etc. sieht oder fühlt, werden zugleich jene mehr innerlichen Empfindungen (die Empfindungen des Selbstbewusstseins) angeregt, welche bei seiner Selbstauffassung mit jenen associiert worden sind."

„Diese Unterlegung ist übrigens anfangs eine instinctmässige, unbewusste: wird rein durch jene Verknüpfung vermittelt, ist, wie diese anfangs durch und durch unsicher und schwach aber wächst mit ihr stetig, sowohl was die Sicherheit der Verknüpfung und Erweckung, als auch, was die Stärke der einzelnen Empfindung und Anschauung betrifft."

Wie schon aus den letzten Sätzen ersichtlich, ist Beneke der Meinung, und das mit Recht, dass die primitivste Form dieses subjectivistischen Analogieschlusses in jenen unwillkürlichen Ergänzungsvorgängen besteht, welche wir als unbewusste Analogieschlüsse bezeichnet haben. An einer weiteren Stelle sagt er hierüber**): „Es

*) A. a. O. S. 81. ff.
**) A. a. O. S. 86.

kommt lediglich auf die bezeichnete Association zwischen der unmittelbaren Auffassung des Seins (gemeint ist wieder „psychischen" Seins. D. Verf.) und der sinnlichen Erregung an; für diese aber ist es ganz gleichgültig, ob sie gedacht oder nur empfunden war."

In einer anderen Beziehung jedoch kann ich mich mit Beneke nicht ganz einverstanden erklären. Auf die Frage nach dem Anwendungsgebiet dieses Analogieschlusses nämlich antwortet er, dass derselbe sich erstrecke „anfangs nur auf das Ähnlichste, nach und nach aber auf die ganze Welt*)." Diese chronologische Festsetzung scheint mir die Thatsachen etwas zu verschieben. Wohl wendet sich der Schluss zu allen Zeiten mit Vorliebe solchen Gegenständen zu, bei denen die übereinstimmenden Merkmale recht zahlreich sind; aber just für seine niederste Ausbildungsstufe ist es bezeichnend, dass der Grad der Übereinstimmung nicht in solchem Masse berücksichtigt wird, wie späterhin. Deshalb sucht er ursprünglich die ganze Welt zu umfassen; die Beschränkung auf Objecte grösserer Ähnlichkeit ist erst ein Product längerer Entwicklung**). Die Association des primitiven Menschen bewegte sich nur selten zwischen einer ganz bestimmten psychischen Thätigkeit und einer ebenso scharf umgrenzten physischen Thätigkeit, meistens vielmehr zwischen seelischem Leben und äusseren Vorgängen überhaupt. Der Reichtum seines Inneren in seiner ganzen Vielgestaltigkeit kam ihm wohl kaum klar zum Bewusstsein, es bildete ein verworrenes Gemenge von

*) A. a. O. S. 82. Siehe auch: Fr E. Beneke, Psychol. Skizzen II. S. 281.

**) Dr. A. Marty (Ueber den Ursprung der Sprache, Würzb. 1867. S. 66) sagt mit Recht: „Nicht das also hat Schwierigkeit, ein dem eigenen analoges psychisches Leben bei anderen Wesen vorauszusetzen, sondern diese Uebertragung auf das richtige Mass zu beschränken."

Trieben, Gefühlen, Vorstellungen u. s. w., von denen ihm das Gemeinsame deutlich wurde: sie seien Elemente seines inneren Lebens. Mit diesen Vorstellungen verknüpft wurden die in gleicher Weise unbestimmten Vorstellungen von allen möglichen körperlichen Zuständen und Bewegungen. Eine solche höchst elementare Auffassungsweise konnte als Bestandteil eines Analogieschlusses auf alle denkbaren Wahrnehmungsgebiete Anwendung finden, und fand sie auch; natürlich waren die Folgerungen ebenfalls nur ganz allgemeiner Natur.

Die vollkommenere Art des subjectivistischen Schlusses war von vorn herein auch neben jener vorhanden, vermochte es aber, in Folge der fortwährenden Bewahrheitung durch die Erfahrung und in Folge der Entwicklung des menschlichen Verstandes, sie allmälig weit in den Hintergrund zu drängen. Zeigten sich dort nur wenige und ganz allgemeine Übereinstimmungen, so wurden dieselben jetzt einerseits vermehrt, andererseits specialisiert. Die Bedeutung der Anzahl der übereinstimmenden Elemente für den Wert des Analogieschlusses wurde zwar oft ausserordentlich überschätzt, aber gerade beim subjectivistischen Schluss spielt dieselbe in der That eine grosse Rolle. Während es sonst nur auf wenige, aber wesentliche Merkmale ankommt, wird hingegen das psychische Leben beeinflusst von allen möglichen Formen der äusseren Existenz. Es ist eines der compliciertesten Gebilde, zu dessen Gestaltung die mannigfachsten Factoren beitragen: äussere Gestalt, die Umgebung mit ihren verschiedenen Bestandteilen, Stand, Geschlecht, Alter und vieles Andere. Je zahlreicher die Übereinstimmungen in diesen Punkten sind, um so grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie in dem anderen Individuum ein entsprechendes Innenleben erzeugen.

Aber bei der Annahme, dass anderen Wesen überhaupt eine Seele zuzuschreiben sei, bleibt der Mensch nicht stehen; sie wird ihm zur Grundlage von weit specielleren Schlüssen. Je mehr sich der Mensch der Einzelheiten seiner inneren Existenz und seiner äusseren Wahrnehmung bewusst wird, in desto höherem Masse ist er befähigt, an die Stelle jener unbestimmten Associationen von Seelischem und Körperlichem ganz scharf umschriebene Verbindungen von physischen und psychischen Einzelthatsachen zu setzen. Diese ermöglichen es ihm von den Seelen anderer Individuen, die er vorher allgemein erschlossen, nun auch die genauere Beschaffenheit, die Elemente in ihrer Stärke, die Processe in ihrem zeitlichen Ablauf zu erkennen.

Also ich wiederhole es: die steigende Entwicklung menschlicher Geistesthätigkeit bringt es mit sich, dass die Analogieschlüsse subjectivistischer Art, welche wegen ihrer unbestimmten Allgemeinheit die ganze Welt umfassen konnten, immer mehr zurücktreten vor jenen, die sich auf die Gebiete grösserer Ähnlichkeit beschränkten, hier aber weit präcisere Ergebnisse zu liefern vermochten.

Fassen wir nun den verschiedenen Bethätigungsformen des subjectivistischen Analogieverfahrens genauer ins Auge, so finden wir es in seiner rohesten Gestalt schon beim Tier. Natürlich ist hier von keinem bewussten Schliessen die Rede, vielmehr wird die feste Association, die sich beim Tiere zwischen Vorstellungen des eigenen Psychischen und Physischen gebildet hat, ohne Weiteres übertragen auf alle anderen Vorstellungen physischer Objecte. Nach Tito Vignoli*) ist dies überhaupt die einzige Art, wie die Tiere die Aussenwelt

*) Mythus und Wissenschaft. Leipz. 1880.

aufzufassen vermögen. Und da nun der lebhafteste psychische Act, die Willenserregung, vor allem mit physischen Bewegungen verknüpft ist, so sind es gerade die letzteren, welche dem Tiere zu jenem Verfahren Anlass geben. Wo das Tier etwas Bewegtes sieht, vermutet es etwas Lebendiges, wo es in den eigenen Bestrebungen auf Wiederstand stösst, glaubt es einen ihm widerstrebenden Willen zu erblicken. „Die Aussenwelt*) ist für das Tier ein mächtiges Zusammenwirken lebender, bewusster und wollender Wesen . . . Die objective, einfache Realität, wie sie auf einer höheren Stufe rein als solche der menschlichen Betrachtung zugänglich wird, ist für das Tier nicht vorhanden . . . Der unaufhörliche Fluss der Dinge, in dem alles nach den Gesetzen treibt, die ihm Leben und Bestand sichern, ist für das Tier nur ein ungeheures endloses Drama geformter oder formloser, immer aber thätiger Wesen, die bald zu seinem Nutzen bald zu seinem Schaden handeln . . .“

„Man beobachte doch**), wie ein Herbivore oder Granivore vor Zorn ausser sich gerät, wenn ein schwieriger zu überwindender Zusammenhang mit der Erde, mit dem Zweige, der Ähre den Zugang zur Nahrung verhindert und erschwert, dass sie sich dann gegen sie benehmen, wie jemand, der sich über eine Widerspenstigkeit ärgert. Man beobachte, wie sie, während sie ruhig einen Zweig entblättern, Ähren entkörnen oder hohes Gras abweiden, erschreckt zurückweichen, wenn aus irgend einem Grunde sich diese Zweige, Ähren, Kräuter in ungewöhnlicher Weise bewegen! . . . Und wie oft waren wir nicht Zeuge, wenn wir den Tieren bei ihren Spielen zuschauten, dass sie sich gegen leblose Objecte so betragen, als ob sie wirklich Bewusstsein und Willen besässen?“

*) Vignoli Mythus u. Wissensch. S. 58.
**) Ibid. S. 57.

Und ganz ähnlich begabt der naive Mensch die Gegenstände der ihn umgebenden Welt mit Geist von seinem Geiste. Nimmt er eine Bewegung wahr, so ist sie ihm beabsichtigt und gewollt, wie die meisten Bewegungen seines eigenen Leibes; bietet sich ihm die Wahrnehmung eines Körpers, so glaubt er diesen mit Gefühlen, Trieben u. s. w. verbunden, wie er es an sich selbst kennt. Diese Auffassung ist die ursprüngliche, jene, dass es unbeseelte Gegenstände giebt, ist eine viel spätere Erkenntnis. „Liegt doch das oberste Princip des Weltverständnisses in der psychophysischen Natur des Menschen, welche er auf die ganze Welt überträgt*)." Der Urmensch befindet sich dann im Stadium des Fetischismus, jener primitivsten Form aller mythischen und religiösen Anschauung. Jeder Baum, jeder Stein, ja auch jedes unter den Händen des Menschen selbst entstandene Gerät ist ihm ein Lebewesen; im Gewitter, wie in der Krankheit, die ihn oder sein Vieh befällt, sieht er das absichtliche Wirken wollender Geschöpfe. Der Fetischismus unterscheidet sich von der oben geschilderten tierischen Auffassungsart vor Allem dadurch, dass beim Tier die Beseelung äusserer Gegenstände nur ganz momentan im Augenblick der sinnlichen Wahrnehmung erfolgt und keine Dauer hat, während sie in der Vorstellung des Menschen zu einer bleibenden Eigenschaft der Objecte wird**).

Erst in einer späteren Periode geht der Fetischismus über in den Anthropomorphismus. Dieser giebt sich nicht mehr damit zufrieden, dass ein psychischer Vorgang an jede beliebige Form äusserer Erscheinungen und Vorgänge geknüpft

*) W. Dilthey in: Philos. Aufs. E. Zeller gewidm. S. 463. Siehe a. ebenda S. 398.

**) S. Vignoli Myth. u. Wissensch. S. 87.

sein könne, bei ihm ist die Association schon mehr specialisiert zwischen Seelischem und gewissen Gestaltungen und Bewegungen des menschlichen Körpers. Da nun aber die meisten Gegenstände der Aussenwelt derartige Merkmale nicht liefern, so wird daraus nicht etwa die Untriftigkeit des ganzen Analogieschlusses gefolgert; vielmehr hält man hartnäckig an der Annahme psychischer Thätigkeiten fest, macht dann aber, um die Association zu befriedigen, noch einen ferneren Analogieschluss, dass jedes Psychische auch mit menschenähnlichen Gestalten verbunden sei, die allerdings aus irgend welchen Gründen nicht zu unserer Wahrnehmung gelangten. Im Anschluss an letztere Folgerung beginnt dann jene unerschöpfliche Fülle von Analogie-Bildungen, die wir im ersten Teile besprochen haben*).

Allein der Fetischismus ist nicht auf die Urzeit beschränkt, vielmehr hat jene Auffassung, welche in die Gegenstände der Umgebung ganz unmittelbar ein Seelenleben hineinlegt, zu allen Zeiten existirt und offenbart sich noch heute fortwährend in den Gedankengängen des naiven Menschen und insbesondere des Kindes. Da werden leblose Gegenstände mit Vorwürfen überschüttet, wenn sie uns schädlich oder hinderlich gewesen sind, ja das lebhafte Kind versetzt dem Tischbein Schläge, wenn es sich daran gestossen. Da werden einem Objecte, das lange Zeit im Besitze einer Familie gewesen ist und nun in andere Hände übergeht, schmerzliche Empfindungen untergelegt, als ob sich dasselbe von seinem Besitzer ebenso schwer und ungern trennte, wie dieser von ihm. Und Mitleidstränen werden dem Kinde entlockt, wenn es sieht, dass mit irgend einem leblosen Gegenstande

*) S. S. 34 ff.

rücksichtslos umgegangen wird*). Man könnte die Beispiele vervielfältigen, doch ich will mich begnügen, nur noch an einer Person zu zeigen, mit wie elementarer Gewalt sich diese Auffassung dem menschlichen Bewusstsein aufdrängt, sobald es überhaupt beginnt, für äussere Eindrücke empfänglich zu werden. Als der rätselhafte Kaspar Hauser plötzlich in Nürnberg auftauchte, waren seine psychischen Thätigkeiten fast = 0. In ein düsteres Zimmerchen eingeschlossen, hatte er siebzehn Jahre lang nie den Himmel, die Welt, einen Menschen gesehen und hatte stets in derselben Lage bei derselben Nahrung einer nie wechselnden Beschäftigung, nämlich dem Spiel mit hölzernen Pferdchen, obgelegen. Und dann, plötzlich hinausgestossen ins Leben, sah er sich mit einem Schlage der verwirrenden Fülle neuer Eindrücke ausgesetzt — und wie verarbeitete er dieselben? Er fasste unmittelbar alles ihn Umgebende als lebend und beseelt auf, und die langwierigste Belehrung erst vermochte ihm klar zu macheu, dass es auch leblose Objecte gebe. Man hatte ihm, wie uns Feuerbach**) berichtet, in Nürnberg auch hölzerne Rosse zum Spielen gegeben. „Nie***) ass er sein Brot, ohne zuvor jeden Bissen den Pferdchen an den Mund gehalten, trank nie sein Wasser, ohne zuvor ihre Schnauze hineingetaucht zu haben . . ." „Eines dieser Pferdchen war von Gips, dessen Mund denn bald vom Eintauchen erweichte . . ., worauf er es dann zu tränken unterliess, indem er glaubte, es zeige ihm durch die am Mund sichtbare

*) Jene Analogie-Bildungen beim Spiel mit der Puppe (S. S. 52) erhalten ihre Grundlage erst durch die Analogie-Annahme, dass der Balg ein mit Empfinden und Denken begabtes, der Freude und des Schmerzes fähiges Wesen sei.

**) Feuerbach, Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens etc. Ansbach 1832.

***) S. 29.

Verunstaltung seine Abneigung gegen das Trinken an..." „Einmal*) fiel dies (sein Pferd) beim Aufsteigen um; da kam er ihm mit eiliger Zärtlichkeit zu Hülfe und äusserte sein Leid darüber, dass es sich wehe gethan. Er war vollends untröstlich, als er einmal den Gefangenwärter einem dieser Pferde einen Nagel einschlagen sah . . ." „Nicht geringe Mühe**) und häufige Zurechtweisung kostete es, ihm den Unterschied zwischen dem Organischen und Unorganischen, dem Lebenden und Toten, sowie zwischen freiwilliger und von aussen mitgeteilter Bewegung begreiflich und geläufig zu machen. Vieles, was eine Menschen- oder Tiergestalt hatte, mochte es aus Stein gehauen, aus Holz geschnitzt oder gemalt sein, hielt er noch immer für beseelt (längere Zeit nach seinem Auftauchen. D. Verf.) und mit allen den Eigenschaften begabt, die er an sich selbst oder anderen beseelten Wesen wahr nahm . . ." „Jede Bewegung***), die er an was immer für einem Gegenstand wahrnahm, hielt er für freiwillig, und das Ding, woran sie sich äusserten, für belebt. Ein Blatt Papier, das der Wind herabwehte, war vom Tisch hinweggelaufen; ein von einer Anhöhe herabrollendes Kinderwägelchen machte sich das Vergnügen, sich selbst von der Höhe herabzufahren..." „Die Kugeln einer Kegelbahn†) liefen, nach seinen Äusserungen zu schliessen, freiwillig, thaten anderen Kugeln wehe und waren, wenn sie endlich stillstanden, vom Laufen müde."

Dem subjectivistischen Analogieschluss, insofern er sich auf die Gesamtheit der Aussenwelt bezieht, verdanken u. A. auch zwei Begriffe ihre Existenz bezw. erweiterte Anwendung, die zur Entwicklung

*) S. 31.
**) S. 49.
***) S. 95.
†) S. 96.

menschlicher Erkenntnis wie zum Aufbau der verschiedenartigsten Weltanschauungen in hervorragender Weise mitgewirkt haben: es sind die Begriffe „Ursache" (bezw. „Kraft") und „Zweck".

Die Hume'sche Ansicht, dass der Causalitätsbegriff lediglich durch Gewöhnung an sich wiederholende Successionen entstanden sei, ist jetzt wohl überall überwunden*). Genauere psychologische Analyse hat gezeigt, dass der Ursprung dieser so elementaren Denkkategorie doch wohl tiefer in der seelischen Eigentümlichkeit des Menschen begründet sei. Wie oben bereits angedeutet, sieht der Mensch in der eigenen Willenshandlung unmittelbar eine äussere Bewegung, hervorgegangen und entsprungen aus einer Willenserregung; und selbst bei den meisten unwillkürlichen Bewegungen des eigenen Leibes wird er sich doch nachträglich einer gewissen Spannung, eines Triebes bewusst, wodurch jene Thätigkeit ausgelöst wurde, oder mindestens einer Innervationsempfindung, die sie begleitete. Hier haben wir den Ursprung der Ursachenvorstellung. Irgend eine triebartige Erregung, ein Streben wird in jene äusseren Gegenstände hineingelegt, von denen man Bewegungen ausgeführt sieht. Die Association zwischen Willen oder Trieb einerseits und physischer Thätigkeit andererseits war so stark, dass man mit jeder wahrgenommenen Form-, Lage- oder sonstigen Veränderung überhaupt ein derartiges inneres Prinzip verband. Und jene allgemeinen Fähigkeiten, solche Bewegungen in bestimmter Weise auszuführen, die Naturkräfte, sind ebenfalls Begriffe, die der Mensch der eigenen Psyche entlehnt. Denn von einer solchen Fähigkeit hat er unmittelbar in sich ein lebhaftes Bewusstsein:

*) Hume verwechselt die Causalitätsbeziehung mit der der unbestimmten Beziehung zeitlicher Begleiterscheinung; letzterer Begriff entsteht allerdings, wie oben ausgeführt, durch Gewöhnung an sich wiederholende Associationen.

er ist erfüllt von Spannkräften, die, noch unausgelöst, in physischen Bethätigungen sich zu entladen streben, und während der körperlichen Action selbst belehrt ihn das sogenannte Kraftgefühl (dem verschiedenartige Muskelempfindungen zu Grunde liegen) direct über die Intensität der geleisteten Arbeit. Sehr richtig ist daher die Schilderung Strickers*): „Wenn ich mir die Expansivkraft, welche in dem gespannten Dampfe liegt, vorstellen will, so denke ich mich in die Dampfsphäre hineinversetzt, und denke mir, wie ich mit Händen und Füssen, mit Brust und Schultern auf die Aussenwelt drücke." Stricker betont überhaupt mit ganz besonderem Nachdruck den Einfluss der Muskelempfindungen auf den Ursprung des Ursachen- und Kraftbegriffs. Einen ähnlichen Gedanken drückt Du Bois Reymond aus, wenn er sagt**): „Die Kraft ist nichts als eine versteckte Ausgeburt des unwiderstehlichen Hanges nach Personification, der uns eingeprägt ist . . . Seltsam genug, es liegt für das innewohnende Trachten nach den Ursachen eine Art von Beruhigung in dem unwillkürlich vor unserm innern Auge sich hinzeichnenden Bilde einer Hand, welche die träge Materie leise vor sich hinschiebt, oder von unsichtbaren Polypenarmen, womit die Stoffteilchen sich umklammern, sich gegenseitig an sich zu reissen suchen, endlich in einen Knoten sich verstricken."

Beide Begriffe, Ursache und Kraft wurden nun fortwährend durch die Erfahrung umgestaltet, corrigiert und von Unrichtigkeiten geläutert, so dass sie schliesslich in ihrer vollkommensten Form zu einem adäquaten Ausdruck für objective Verhältnisse der Wirklichkeit werden konnten. Sie haben in dieser Form sehr viel, fast alles von ihrer

*) Dr. S. Stricker, Studien über die Bewegungsvorstellungen 1882. S. 69.

**) Untersuchungen über tierische Electricität. Vorrede.

anthropomorphischen und subjectivistischen Färbung verloren, aber ihr Ursprung aus einem derartigen Analogieschluss ist dennoch ganz unverkennbar.

Anders erging es dem Begriff des „Zwecks", der aus der eigenen Psyche ebenfalls auf die gesamte Aussenwelt übertragen wurde, aber nicht in der Erfahrung dieselbe Bestätigung fand. Wieder waren es die Willenshandlungen, an die er sich anschloss; alle diese sind nämlich von einer Vorstellung begleitet, deren Inhalt jener Zustand ist, der durch die Thätigkeit erst herbeigeführt werden soll; ja nicht nur begleitet wird die Handlung von dieser Vorstellung, sondern auch veranlasst; denn die „Zweckvorstellung" bestimmt den Willen, sich in der gehörigen Richtung zu manifestieren. Der Zweck ist die Vorwegnahme des gewollten Erfolges im Bewusstsein und eng mit der Willenshandlung associiert. Natürlich wurde nun auch bei den Thätigkeiten anderer Objecte ein Gleiches vorausgesetzt: mit der Frage nach dem „Woher?", ja vielleicht noch früher als diese, ertönte auch die nach dem „Wozu?". Man glaubte alle Bewegungen der Aussenwelt in ihrer Richtung und Beschaffenheit bestimmt durch eine Absicht, irgend einen Zustand herbeizuführen und zwar, da der Mensch sich für den Mittelpunkt der Welt ansah, einen Zustand, der eine Beziehung zu seinem Wohl- oder Übelbefinden hatte. Dieser teleologische Standpunkt wird auch heute noch von der naiven Weltauffassung behauptet; allein gegenüber der wissenschaftlichen Sonde besass er einerseits nicht die Festigkeit, um sich in seiner ursprünglichen Form zu halten, andererseits nicht die Geschmeidigkeit, wie der Causalbegriff, um sich der fortwährenden Correctur durch die Erfahrung anzupassen — und er fiel.

Soviel über jene Anwendungen des subjectivistischen Analogieschlusses, welche die Gesamt-

heit der uns umgebenden Welt mit Leben und Beseelung zu erfüllen streben. Man sieht, wie bei diesem umfassenden Unternehmen die Ergebnisse jeder Genauigkeit, jeder Bestimmtheit entbehren mussten; denn Genauigkeit und Bestimmtheit werden erst möglich, wenn der Gesichtskreis sich beschränkt auf Gebiete grösserer Ähnlichkeit. Wieviel speciellere Beziehungen boten sich sofort dem Bewusstsein dar, sobald es sich insbesondere auf Gegenstände der organischen Natur lenkte! Hier zeigten sich offenbar nicht nur Bewegungen im allgemeinen, sondern Vorgänge von ganz ähnlicher Form, wie man sie am eigenen Leibe kannte. Da gewahrte man bei Pflanze und Tier den Process der Nahrungsaufnahme, des Wachstums von innen heraus, der Periodicität von Entstehen und Vergehen, der Fortpflanzung: was lag da näher, als dort auch alle jene psychischen Regungen hinzuzudenken, die bei uns die genannten Processe begleiten? Da sah man, wie die Individuen auf gewisse äussere Einwirkungen in einer Art antworteten, die nicht unmittelbar als mechanische oder chemische Thätigkeit erklärt werden konnte, sondern viel eher der Beziehung zwischen Reiz und Reaction beim Menschen entsprach: was Wunder, dass man auch das nicht beobachtete Zwischenglied, die Empfindung, durch Analogie einschob? Da fand man endlich beim Tiere Ortsveränderungen, die deutlich nicht durch äusseren Anstoss erzeugt wurden, gleich den menschlichen Willkürhandlungen, ferner Bewegungen einzelner Körperteile, ähnlich jenen, durch welche der Mensch seine Gefühle oder auch seine Vorstellungen zum Ausdruck bringt; sofort wurde Ähnlichkeit psychischer Processe als Ursache jener Bewegungen angenommen. Es ist nun natürlich, dass diese Analogieschlüsse nicht immer die rechten Grenzen innehalten, vielmehr machen sich hier wieder die oben formulierten Eigentümlichkeiten

volkstümlicher Analogieschlüsse bemerkbar, indem bald differierende Merkmale vernachlässigt, bald wesentliche Übereinstimmungen auf Grund unwesentlicher Differenzen nicht beachtet werden. Einerseits suchte man (und sucht man noch) eine tiefe Kluft zwischen Mensch und Tier zu construieren, indem man letzteren ganze Gruppen psychischer Bethätigungen rundweg absprach, während es sich nur um allerdings sehr starke graduelle Unterschiede handelte; andererseits liess man sogar diese graduellen Unterschiede unberücksichtigt und erblickte im Tier geradezu Menschen in veränderter Gestalt. Man denke nur an die unglaublichen Geschichten, die Jäger und ähnliche Personen von ihren Hunden u. s. w. erzählen; diese mögen weniger unrichtiger Beobachtung der äusseren Vorgänge, als falscher Deutung derselben in Bezug auf die seelischen Momente, denen sie entspringen, ihren Ursprung verdanken. Was Wundt über falsche Analogieen in der Tierpsychologie sagt, kann mit demselben Recht von der unwissenschaftlichen Auffassung tierischer Thätigkeiten gelten*): „Wer allen Handlungen der Tiere, insbesondere allen Instinctäusserungen, die Reflexionen des eigenen Bewusstseins unterschiebt, der wird leicht die regelmässigen Wanderungen der Zugvögel, die Nestbauten zahlreicher Tiere, die Gewohnheiten der gesellig lebenden Insecten und ähnliche Dinge als Erscheinungen bewundern, welche den Leistungen menschlicher Intelligenz nicht nur gleichkommen, sondern dieselben sogar gelegentlich übertreffen. Schon das Wort „Tierstaat", welches nichts als eine falsche Analogie ist, hat durchaus unangemessene Vorstellungen über die geistige Stufe niederer Tiere erweckt."

Und nun erst der Mensch als Gegenstand des subjectivistischen Analogieschlusses! — Wie das

*) W. Wundt, Logik II, S. 495.

weltenerschliessende Teleskop uns wohl die fernsten Gestirne näher rückt und verdeutlicht, vor allem aber die Sonne und die Planeten und den Mond, die uns nahe sind, in allen Tiefen durchforscht und uns all ihre Wunder schauen lässt, so zeigt uns jenes Schlussverfahren wohl manche Eigentümlichkeiten der unorganischen Natur, wie auch der Pflanzen- und Tierwelt, Eigentümlichkeiten, die uns die blosse Wahrnehmung nicht enthüllen würde, aber beim Menschen, der uns näher steht, erschliesst es uns ungeahnte Geheimnisse in unermesslicher Fülle, die uns den Menschen erst zum Menschen, das Leben lebenswert machen, die allen Verkehrs, aller Gemeinsamkeit, allen Gedankenaustausches Vorbedingung und Wurzel sind. Was der subjectivistische Schluss schon bei der Anwendung auf andere Gegenstände der Aussenwelt gelehrt, das verkündet er jetzt in seiner vollkommensten Form mit unwiderstehlicher Gewalt: Du stehst nicht allein in der Welt als absolutes Ich, sondern tausende ähnlicher Ichs sind ausser Dir und neben Dir; Du bist umgeben von gleichgearteten, gleichfühlenden Wesen, die wie Du empfinden, die Du zu verstehen vermagst und die Dich zu verstehen suchen. — In der That, dieser Schluss ist es, der die rein idealistische Weltanschauung bisher noch immer überwunden hat, indem er die Existenz von anderen Psychen ausser uns und insbesondere von menschlichen Psychen erwies; und er wird sie immer überwinden, denn er ist vielleicht der in der Erfahrung bestbegründete Analogieschluss.

„Der Mensch ist dem Menschen am interessantesten" deshalb begehrt er auch mehr als bei irgend einem anderen Object, in das Innere seiner Nebenmenschen schauen zu können, in deren Gemeinschaft er sich fortwährend befindet, und auf die er in jedem Augenblicke angewiesen ist; —

„Der Mensch ist dem Menschen am ähnlichsten," deshalb ist die Möglichkeit gegeben, jene Neigung in ausgedehntestem Masse zu befriedigen. Denn zwischen Menschen und Menschen finden wir die weitgehendste Übereinstimmung in den oben erwähnten beiden Gruppen äusserer Bedingungen, die zur Triftigkeit des subjectivistischen Schlusses von nöten sind: in den vergleichsweise constanten Eigenschaften (Körperbau, Functionen) die die Gesamtbeschaffenheit des Seelenlebens bestimmen, und in den Einzelthatsachen, welche in directem Zusammenhang mit speciellen psychischen Acten stehen.

Aber wenngleich hierdurch die Anwendbarkeit des Schlusses vervielfältigt wird, so sind doch Fehlschlüsse durchaus nicht selten. Gerade hier, wo die Übereinstimmungen so gehäuft sind, können andererseits schon die kleinsten Verschiedenheiten bedeutende Differenzen nach sich ziehen und diese Verschiedenheiten werden nur allzu oft übersehen; das lebhafte Verlangen nach Erkenntnis fremder menschlicher Seelen verführt den naiven Menschen häufig dazu, die nötige Vorsicht ausser Acht zu lassen. Es ist daher von Vorteil, wenn zu den gleichen Elementen, welche die Menschen als solche besitzen, noch weitere hinzukommen, durch die der ganze Vorstellungscomplex determiniert wird; derartige „Determinationen" sind zum Glück recht häufig; ja man kann das approximative Gesetz aufstellen, dass das Bedürfnis nach der Anwendung des subjectivistischen Analogieschlusses proportional ist der Möglichkeit, ihn durch Determinationen zu sichern, denn die Menschen gleichen Volkes, gleicher Heimat, gleichen Standes haben das grösste Verlangen, einander zu erkennen und zu verstehen. Wo indessen diese Determinationen versagen, kann man gar leicht in Fehlschlüsse geraten.

Vierfach sind die Gestaltungen, welche der subjectivistische Schluss in seiner Anwendung auf den Menschen annehmen kann, je nach den Beziehungen, welche in den beiden Vorstellungscomplexen die verbundenen psychischen und physischen Thatsachen mit einander haben.

Bezeichnen wir mit I die eigene Persönlichkeit, mit U die eines anderen Menschen, und nennen wir a die Summe der allgemeineren äusseren Merkmale (die wir oben als die „vergleichsweise constanten Eigenschaften" erwähnten), b speciellere äussere Vorgänge, γ und δ psychische Elemente.

Wir können dann erstens folgern, dass entsprechend der grossen Anzahl äusserer constanter Eigenschaften auch der Gesamtcharacter des Seelenlebens und demgemäss auch die inneren Beziehungen der seelischen Elemente ähnlich sein werden.

1ª) $$\frac{I = U \text{ in } a \qquad I \text{ enthält das Element } \gamma}{U \text{ enthält auch das Element } \gamma}$$

1ᵇ) $$\frac{I = U \text{ in } a \qquad \gamma \text{ und } \delta \text{ haben in } I \text{ die Verbindung } \widehat{\gamma\delta}}{\gamma \text{ und } \delta \text{ haben auch in } U \text{ die Verbindung } \widehat{\gamma\delta}}$$

Zweitens machen wir den Schluss, dass gewisse äussere Einzelvorgänge bei andern ähnliche seelische Processe hervorrufen, wie bei uns:

2) $$\frac{I = U \text{ in } a\ b \qquad b \text{ in } I \text{ Veranlassung von } \gamma}{b \text{ auch in } U \text{ Veranlassung von } \gamma}$$

und drittens umgekehrt, dass in den äusseren Vorgängen bei beiden sich die gleichen psychischen manifestieren:

$$\frac{I = U \text{ in } a\ b \qquad b \text{ in } I \text{ Ausdruck von } \gamma}{b \text{ auch in } U \text{ Ausdruck von } \gamma}$$

Hier darf man aber die erste Prämisse nicht in dem Sinne nehmen, dass I und U gleichzeitig die Thätigkeit b vollziehen müssten; vielmehr ist nur nötig, dass I sich beim Anblick des von U ausgeführten b sich erinnere, früher einmal ein Gleiches gethan zu haben, und zwar im Anschluss an eine psychische Regung, deren Vorhandensein nun bei U ebenfalls vorausgesetzt wird. Daher ist die genaue Fassung der dritten Schlussform folgende:

3) $I = U$ in a
b von U ausgehend ist in I Veranlassung einer Reproduction.
Inhalt dieser Reproduction: b von I ausgehend war Ausdruck von γ
b von U ausgehend ist auch Ausdruck von γ

Die vierte Form endlich entsteht durch Combination der zweiten und dritten, indem wir die physische Thatsache b bei dem einen Individuum als Ausdruck, bei dem anderen als Veranlassung desselben psychischen Geschehens ansehen. Wir betrachten also die Verbindung zwischen den Erscheinungen der äusseren und inneren Erfahrung als eine umkehrbare, die Erscheinungen selbst daher als solche, die sich gegenseitig hervorzurufen vermögen, und so ergeben sich die zusammengehörigen Schemata:

4^a) $I = U$ in $a\ b$
b in I Ausdruck von γ
b in U Veranlassung von γ

4^b) $I = U$ in $a\ b$
b in I Veranlassung von γ
b in U Ausdruck von γ

Ich bezeichne diese Gattung als den „doppelsinnigen“ Analogieschluss.

1) Das Schema 1^a) behauptet nichts weiter, als das unsere Nebenmenschen ebenfalls ein Seelenleben besitzen und das dies aus ähnlichen Bestandteilen zusammengesetzt ist, wie das unsrige. Dieser Schluss dient allen jenen anderen Schlüssen, welche uns in die Einzelheiten dieses Seelenlebens einen Blick thun lassen, als Fundament, aber mit dieser vorbereitenden Wirksamkeit ist seine ganze Bedeutung erschöpft. Denn dass die anderen Individuen Gefühle, Empfindungen, Volitionen, Vorstellungen etc. besitzen, erhält für uns erst dadurch seinen wahren Wert, dass wir auch die Gestaltung, Verbindung, den Verlauf jener psychischen Processe im einzelnen zu erkennen vermögen.

Viel wichtiger ist das Schema 1^b); gemäss ihm setzen wir in den anderen Menschen ähnliche Verbindungen zwischen gewissen psychischen Elementen voraus. Solcher Verbindungen giebt es mannigfache Arten; es sei mir gestattet nur einige hervorzuheben. Dass alle Menschen nach den gleichen Gesetzen denken wir wir, dass 2×2 für alle $= 4$ sei, ist eine Annahme, subjectiv ebenso tief begründet, wie objectiv berechtigt. Denn im Gegensatz zu allen jenen vielfältigen Associationen (im Traum, im ungeregelten Vorstellungsverlauf) die wir nicht ohne weiteres bei anderen Individuen als vorhanden annehmen, sind ja die eigentlichen Denkprocesse dadurch ausgezeichnet, dass sie erstens nachträglich durch die Erfahrung bestätigt werden, und dass wir sie zweitens thatsächlich in ihrer Anwendung allgemein verbreitet finden. Allerdings sind auch hier Missverständnisse nicht ausgeschlossen; so sind viele der im Lauf dieser Arbeit erwähnten volkstümlichen Analogieschlüsse weit davon entfernt allgemeingültig zu sein. Ferner ist die Intensität und die Ausbildung der Denkprocesse in verschiedenen Individuen sehr verschieden. Was dem Mathematiker eine Spielerei dünkt, erscheint dem

Laien als ein Buch mit sieben Siegeln, und was für jeden Mann unseres Volkes eine sehr einfache Denkoperation ist (z. B. das Rechnen mit grösseren Zahlen) bietet für das Denken des Wilden unüberwindliche Schwierigkeiten. Subjectivistische Schlüsse nach diesen Richtungen hin würden also fehlschlagen.

. . . Allein die Denkprocesse erscheinen noch verhältnismässig homogen bei allen Menschen, verglichen mit der Verbindung zwischen einer Vorstellung und einem Gefühl. Hier sind die Verschiedenheiten so gross, dass, fast möchte ich sagen, die Fehlschlüsse nach subjectivistischer Analogie gegenüber den richtigen Schlüssen sich in der Mehrheit befinden.

Es ist eine triviale Wahrheit, dass die Gefühlsregungen aller Menschen und aller Zeiten im allgemeinen gleich sind. Für einen jeglichen muss es etwas geben, das er liebt und für das er sich interessiert, nach dem er strebt und für das er sich sorgt, für einen jeglichen selbst etwas, gegen das er Abneigung empfindet, sonst ist er eben kein Mensch. Zufriedenheit und Verzweiflung, Neid und Achtung, alles dies sind Gefühle, die man überall und immer antreffen kann. Aber diese leeren Formen stattet nun das practische Leben mit reichem Inhalt aus, indem es die Objecte darbeut, an denen sich die Gefühle bethätigen können, oder genauer, indem es uns Vorstellungen erweckt, mit denen sie sich verbinden. Und wie wechselnd und mannigfaltig ist jener Inhalt! Gewohnheit, Vererbung und Unterricht, Anlagen, Beschäftigungsweise und Umgebung, diese und zahlreiche andere Factoren sind bestimmend für seine Gestaltung. Die Vorstellungen nun, welche auf solche Weise einen Gefühlston erhalten, gehen mit diesem Gefühl eine Verbindung ein, so fest, so innig, dass sie leicht für ein unlösbares Ganzes gehalten werden. Daher überträgt hier der subjectivistische Schluss

nicht Gefühl und Vorstellung gesondert auf andere Individuen, sondern die Verschmelzung in ihrer Totalität — und der Erfolg? nur all zu oft eine Täuschung, weil man nicht beachtet hat, ob jene Elemente, die in der eigenen Seele gerade diese Verbindung herbeigeführt hatten, denn auch in dem anderen Fall vorhanden sind. Wenn irgendwo, so sind hier sicherlich „Determinationen" nötig, um dem Schluss einige Sicherheit zu verleihen; glücklicherweise stehen diese im Alltagsleben oft genug zur Verfügung. So weiss in einer zum Kampf ziehenden Armee jeder einzelne Soldat, dass die Objecte seiner Begeisterung, seiner Hoffnungen und Befürchtungen dieselben sind, wie bei seinen Kameraden. Wie stark das Bedürfnis ist, diesen Analogieschluss mit Erfolg vollziehen zu können, offenbart sich recht deutlich in einer Erscheinung, die gerade in der Gegenwart eine ungeheure Ausdehnung gewonnen hat: im Vereinswesen. Denn es entspringt aus dem Streben, Anschluss zu suchen an gleichgestimmte Wesen, welche dieselben Vorstellungen mit demselben Gefühle verknüpfen. Diese Gefühle können die verschiedenartigsten sein: materielle Interessen, wie bei Fachgenossenschaften; theoretische Principien, wie bei politischen Vereinen; Barmherzigkeit; Interesse an der Förderung eines speciellen Wissenschaftszweiges; endlich kann auch eine wider denselben Gegenstand empfundene Abneigung vereinsbildend wirken; man denke an die Vereine gegen Missbrauch geistiger Getränke, gegen Unsittlichkeit und dergleichen mehr.

Die grosse Innigkeit der Verschmelzung von Vorstellung und Gefühlston vermag nun oft den klaren Blick des Individuums derartig zu trüben, dass es trotz des Mangels genügender Determinationen den Schluss ohne weiteres vollzieht. Das Kind erwartet für seine mit glühendem Eifer

erzählten kleinen Leiden und Freuden bei den Erwachsenen regste Anteilnahme, und die Hausfrau glaubt, dass das Dienstbotenthema ebenso wenig wie sie selbst auch je den Gatten ermüden kann — Analogieschlüsse, wie sie tagtäglich millionenfach gemacht und tausendfach verfehlt werden.

Schliesslich kann jener psychische Complex eine derartige Festigkeit erlangen, dass der Mensch überhaupt nicht mehr im Stande ist, die Gegenstände abgelöst von den Gefühlen zu denken, dass er daher eine solche Sonderung auch bei anderen nicht für möglich hält. Die subjective Verbindung verwandelt sich dann im Denken zu einer objectiven Kategorie, das Gefühlsurteil wird zum Werturteil, dem man Allgemeingültigkeit beimisst. Es ist eine ähnliche Verallgemeinerung, wie die, welche die Denkprocesse aus der Menge gewöhnlicher Associationen herausgehoben hat, nur dass dieselbe dort eine viel grössere Berechtigung besass als hier. Denn wie wenig thatsächliche Werte und Unwerte giebt es, d. h. Gegenstände die überall mit einem sympathischen, bezw. unsympathischen Gefühle verknüpft sind, und wie viele werden fälschlich dafür angesehen! Wie oft sind Wertschätzungen nur die Erzeugnisse ganz specieller Eigentümlichkeiten eines Volkes, einer Zeit, eines Standes oder gar eines Individuums und werden doch für allgemein menschlich gehalten! Wer ist nicht allzuleicht geneigt, die Bezeichnungen „gut" und „schön" ohne Einschränkung zu gebrauchen für Gegenstände, die seinem besonderen Geschmack zusagen, oder geeignet sind, in irgend einer Weise zur Steigerung seiner Persönlichkeit beizutragen. Die Jahrtausende langen Streitigkeiten in Moral und Ästhetik geben uns ein lebhaftes Bild von solchen unberechtigten Verallgemeinerungen, die auf subjectivistischen Analogieschlüssen beruhen.

Sehr verschiedenartig sind nun die Folgen, welche das Fehlschlagen derartiger Schlüsse zeitigt. Wie das Vollziehen des Schlusses Freude macht, so ist die primäre Empfindung bei seiner Unvollziehbarkeit Betrübnis; das beweisen obige Beispiele von dem Kinde und der Hausfrau. — Personen, bei denen durch irgend welche Verhältnisse sich ungewöhnliche Verschmelzungen von Vorstellung und Gefühl eingestellt haben, finden naturgemäss für ihre Interessen bei anderen Menschen kein Verständnis, noch bringen sie ein solches den Neigungen jener entgegen. Die Überzeugung von dem steten Misslingen des Schlusses veranlasst sie, denselben gar nicht mehr zu versuchen; sie ziehn sich zurück von den übrigen, und so wird der Sonderling fast immer zum Einsiedler und Menschenfeind. — Erkennen wir, dass eine Vorstellung, die bei uns einen angenehmen Gefühlston hat, bei einem anderen Individuum mit keinem oder nur geringem Gefühlston verbunden ist, so empfinden wir meist mit dem letzteren Bedauern, obwohl von ihm die Verschmelzung gar nicht vermisst und daher unser Mitleid nicht beansprucht wird. Umgekehrt sind wir von Neid erfüllt denjenigen gegenüber, bei welchen irgend eine Vorstellung nicht wie bei uns mit einem unangenehmen Gefühl compliciert ist. Der Musikenthusiast bedauert daher jenen, der beim Vernehmen einer Beethoven'schen Sonate nicht in Entzücken gerät, und beneidet einen andern, der durch fortwährendes Anhörenmüssen unrein gespielter Gassenhauer nicht zur Verzweiflung getrieben wird. — Fehlt hingegen bei uns eine Verbindung, die wir bei andern wahrnehmen, so stellt sich ebenfalls Bedauern oder Neid ein, je nachdem das dort associierte Gefühl ein angenehmes oder unangenehmes ist; oft aber werden wir dadurch sogar zu Hohn und Spott herausgefordert. Daher macht sich der Laie lustig über den Philologen, der

mit peinlicher Genauigkeit über die Fassung einer Partikel stundenlange Untersuchungen anstellen kann; ihm scheint es einfach undenkbar, dass man solchen Dingen Interesse abzugewinnen vermag.

Je fester die Complication von Gefühl und Vorstellung, um so grösser ist die Enttäuschung, welche die Unvollziehbarkeit des Schlusses mit sich bringt, um so schwerwiegender auch die Folgen dieser Enttäuschung, denn in ihren extremen Formen ist sie die Erzeugerin jener bedeutsamen culturellen Erscheinungen, die wir unter dem Namen „Parteilichkeit" und „Intoleranz" begreifen. — Sowie das Gefühlsurteil zu einem Werturteil wird (es möge nun dieser Wert für die gesamte Menschheit oder nur für eine bestimmte Gruppe von Menschen als gültig angesehen werden), so involviert dies sofort die Annahme, dass in jedem normal denkenden Menschen (bezw. in jedem Mitglied der betreffenden Gruppe) die entsprechende Vorstellung den gleichen Gefühlston haben müsse. Findet sich nun eine Person, auf die dies nicht zutrifft, so sind nur zwei Annahmen möglich: entweder jene Person sieht den Zusammenhang, der zwischen Vorstellung und Gemütsregung in meiner Psyche besteht und hier für objectiv und allgemeingültig betrachtet wird, nicht ein, d. h. ihre Urteilskraft ist mangelhaft, sie ist unklug, oder gar geistig nicht normal; oder aber, sie will den Zusammenhang nicht einsehen, d. h. sie hat ihre besonderen, selbstverständlich eigennützigen Gründe, sein Vorhandensein zu leugnen. Diese beiden naiven Argumente, entstanden aus der meist unberechtigten Erhebung des Gefühls- zum Werturteil, sind es namentlich, welche allem Parteileben in Politik, Kunst, Wissenschaft u. s. w. den so gehässigen Character verleihen, ja es oft geradezu vergiften. Jede einzelne der unzähligen Parteien, Secten, „Schulen", Fractionen und wie sie alle

heissen mögen, hält ihre Ansicht nicht nur für eine berechtigte (das könnte sie ja wohl) sondern für die allein berechtigte, und sie erklärt, gemäss obiger Argumentation, jeden, der sich nicht dazu bekennt, für einen urteilslosen, unverständigen Menschen, oder, was noch häufiger geschieht, sie schiebt ihm unlautere Motive unter. So wurde, um ein bekanntes Beispiel zu wählen, Schopenhauer nicht müde, seinen wissenschaftlichen Gegnern vorzuwerfen, dass sie ihn aus Brotneid oder Eifersucht systematisch tot zu schweigen suchten — weil sie mit den von ihm geäusserten Ansichten nicht die Wertschätzung verbinden konnten, die er selbst dafür empfand.

Wenn Leibniz glaubte, dass alle Meinungsverschiedenheiten unter Menschen im Grunde nur auf Wortstreitigkeiten beruhten, die durch gesteigerte Einsicht schliesslich beseitigt werden könnten, so hat er eines und gerade das Wichtigste übersehen. Wohl können öfters Differenzen darauf zurückgeführt werden, dass mit gewissen Worten bei den beiden Streitenden nicht derselbe Sinn verbunden wird*), aber die überwältigende Mehrheit aller Uneinigkeiten entspringt doch aus dem Umstand, dass in mehreren Individuen dieselben Vorstellungsinhalte nicht mit den gleichen Gefühlen verbunden sind, und diese Ursache kann durch keine noch so gesteigerte Einsicht aus der Welt geschafft werden; denn jene mannigfachen inneren und äusseren Bedingungen, die eine Verschmelzung von Vorstellung und Gefühlston herbeiführen, werden nie bei allen Individuen identisch sein. Wohl aber kann hier die erhöhte Erkenntnis in einer anderen Weise Abhülfe schaffen: sie kann uns gerade zum klaren Bewusstsein bringen, dass der subjectivistische Analogieschluss bei Gefühlsurteilen

*) S. S. 138.

nicht überall anwendbar ist, dass in anderen Individuen eine andere Verbindung denkbar ist, ohne dass Beschränktheit oder gar Unlauterkeit der Absichten zu Grunde liegt: sie kann nie zur Schablonisierung führen, wohl aber zur Toleranz.

Die unter 2) genannte Schlussgattung: „Gleiche physische Ursachen, gleiche psychische Wirkungen" bezieht sich, in aller Schärfe gefasst, nur auf sinnliche Wahrnehmungen, denn diese allein stehen unter dem directen Einfluss äusserer Vorgänge. Hier besteht nun die Eigentümlichkeit, dass jene indirecte Bestätigung des Schlussergebnisses, die sonst beim subjectivistischen Analogieschluss im richtigen Eintreffen vorausgesehener Folgen bestand, in den meisten Fällen nicht vollziehbar ist. Der Schluss behauptet nämlich, dass äussere Sinnesreize in anderen Individuen gleiche Empfindungen auslösen wie bei mir. Sieht aber nun jeder Mensch die Farbe des Himmels wirklich als „blau", oder mag nicht vielleicht der Eindruck bei ihm ein total von dem meinigen verschiedener sein, nur dass er in Folge der ihm zu Teil gewordenen Belehrung ihn mit dem gleichen Namen belegt? Diese Frage ist thatsächlich von Skeptikern aufgeworfen worden und würde, in allen ihren Consequenzen durchgedacht, den Menschen znm Wahnsinn führen können, da sie sich nicht mit absoluter Sicherheit beantworten lässt. Denn die Empfindung, als die primitivste Bewusstseinserscheinung, ist eben unbeschreibbar und die sprachliche Mitteilung, die sonst jene oben erwähnte nachträgliche Bestätigung liefert, versagt hier einfach*). Auszusprechen vermag

*) Glücklicher Weise vermag die anatomische und physiologische Untersuchung von einer ganz anderen Seite her die Berechtigung jenes Schlusses mit grosser Wahrscheinlichkeit darzuthun.

der Mensch nicht, wie er empfindet, sondern höchstens, dass er empfindet, und dann, dass er Empfindungen von einander unterscheidet; in den letzten Fällen ist daher eine Bewahrheitung und Sicherung des Schlusses möglich. So wissen wir denn, dass im allgemeinen Reize, die bei uns eine Empfindung hervorrufen, dies auch bei anderen thun, und dass zwei Reize, die in mir unterscheidbare Eindrücke erzeugen, innerhalb gewisser Grenzen bei andern Individuen eine entsprechende Wirkung haben können. Der Bestätigung zugänglich ist also nicht die Gleichheit der Empfindung, sondern nur der Empfindlichkeit und Unterschiedsempfindlichkeit. Andererseits hat die Erfahrung gelehrt, dass unter Umständen jene beiden Schlüsse falsch sind, der erstere z. B. bei Blinden und Tauben, der letztere bei Farbenblinden und besonders unmusikalischen Individuen; jene haben überhaupt keine, diese keine differierenden Empfindungen bei gewissen Reizen, die solche in uns erzeugen.

Die äusseren Wahrnehmungen sind unmittelbar in der Psyche nur Ursachen von Empfindungen; da aber eine Sinnesempfindung mit allen möglichen anderen psychischen Elementen verknüpft sein kann, so vermag der physische Reiz mittelbar auch diese zu erwecken. Nehmen wir nun ein Gleiches in unseren Nebenmenschen an, so complicieren wir die hier vorliegende mit der vorhergehenden Form des Analogieschlusses und das Schema würde mit Benutzung oben definirter Buchstaben lauten:

$I = U$ in $a\ b$
b in I Veranlassung von γ
b auch in U Veranlassung von γ
γ und δ haben in I die Verbindung $\widehat{\gamma\,\delta}$
γ und δ haben auch in U die Verbindung $\widehat{\gamma\,\delta}$
b auch in U indirect Veranlassung von γ

Allerdings wird in Wirklichkeit fast nie die ganze Reihe vom Bewusstsein durchlaufen; dasselbe springt vielmehr direct von dem sinnlichen Reiz *b* zu dem associierten Element *δ* und deshalb glaube ich mich auch berechtigt, den Fall an dieser Stelle zu behandeln. Empfindungen können nun erstens associiert sein mit Gefühlen; wir haben es dann mit den sogenannten „sinnlichen Gefühlen" zu thun. Diese Verschmelzungen sind ungleich constanter als die von Gefühlen mit Vorstellungen, weil hier die Bedingungen nicht so compliciert sind, liegen sie doch wesentlich in der physiologischen Beschaffenheit des Sinnesorgans. In den meisten Sinnesgebieten ist der Unterschied zwischen einzelnen Individuen lediglich ein gradueller, bei dem einen z. B. sind schon Wärmereize mit Schmerz verbunden, die bei dem andern nur eine indifferente Empfindung auslösen. Qualitative Unterschiede finden wir höchstens bei dem Geruchs- und Geschmackssinn, namentlich bei letzterem, wo deshalb auch die meisten subjectivistischen Fehlschlüsse gemacht werden. Übrigens hat in diesem gesamten Gebiet der Analogieschluss nur geringe Bedeutung.

Wichtiger ist er dort, wo die Empfindung sich mit einer Vorstellung verknüpft. Von den vielen möglichen Fällen sei nur einer hier angeführt. Es giebt eine grosse Reihe von Vorstellungen, „Metaphern*)" genannt, die unter Umständen stellvertretend Platz greifen können für andere, mit denen sie entweder in Folge von zeitlicher oder räumlicher Contiguität, oder in Folge von Ähnlichkeit associiert sind. Bezeichnet der Inhalt der metaphorischen Vorstellung nun irgend etwas sinnlich Wahrnehmbares und ist ihre Qualität als Stellvertretung einigermassen constant, so wird die Metapher zum Symbol. Gemäss den beiden eben

*) S. S. 151.

genannten Eigenschaften des Symbols wird der sinnliche Eindruck desselben sofort die dadurch vertretene Vorstellung hervorrufen, und wie wir uns dessen durch unmittelbare Erfahrung sicher sind, so nehmen wir ein gleiches durch subjectivistischen Schluss bei anderen Menschen an. Die Symbole kommen entweder auf optischem Wege zu unserer sinnlichen Wahrnehmung (hierbei spielen die verschiedenen Farben die Hauptrolle, ferner sind die Fahnen, Wappen, einige Tiergestalten und Blumen, Schrift- und mathematische Zeichen zu erwähnen) oder auf akustischem Wege, wie vor allem die Sprachlaute. Indessen erfolgt die Verwertung der letztgenannten, also der Schrift- und Sprachsymbole, für die Erkenntnis durch den später zu besprechenden doppelsinnigen Analogieschluss. Der Wert der anderen dagegen beruht lediglich darauf, dass sie die gleichen Vorstellungen in mehreren Menschen hervorzurufen im Stande sind, und auch der sich hierauf erstreckende Schluss findet eine ziemlich ausgedehnte Anwendung. Erlangen doch die mannigfaltigen Abzeichen, unter denen sich die Angehörigen eines Volkes einer Interessengemeinschaft, eines Vereines sammeln, nur dadurch ihre Bedeutung, dass sie in den Menschen überall dieselben Vorstellungen, und meist im Anschluss daran auch gleiche Gefühle erwecken sollen. Nicht der blosse sinnliche Eindruck der weissen Farbe, der Kreuzesform, eines Gewindes von Loorbeerblättern, sondern die damit verknüpften, und zwar bei einer grossen Anzahl von Menschen gleichmässig damit verknüpften Vorstellungen „Unschuld", „Christentum", „Siegespreis" vermochten jenen an und für sich indifferenten Gegenständen einen so hohen, oft unvergleichlichen Wert zu verleihen.

3) Vermöge der dritten Schlussform legen wir physischen Actionen, die wir von anderen Individuen

ausgehend wahrnehmen, solche psychischen Gebilde zu Grunde, wie sie nach unserer Erinnerung in uns selbst Ursachen entsprechender Äusserungen gewesen waren. Die Sprache, die weitaus wichtigste aller Äusserungsarten, kann wegen ihrer Doppelsinnigkeit auch hier noch nicht ihre Behandlung finden, weil sie doch psychische Processe nicht nur manifestiert, sondern auch hervorruft; es bleiben somit nur die Ausdrucksbewegungen und die Willenshandlungen zu besprechen. Die seelischen Gebilde, welche in ihnen zur Verkörperung gelangen, bestehen meist aus Thatsachen des Gemüts, es sind sinnliche und höhere Gefühle, die verschiedenartigsten Triebe und Volitionen.

In den Ausdrucksbewegungen können wir gewissermassen die Entladung jener Spannungen sehen, welche durch die Affecte herbeigeführt werden; sie sind, da unmittelbar mit den psychischen Thatsachen verbunden, nicht all zu sehr der Willkür unterworfen. Man kann sie aus diesem Grunde als ziemlich sichere Zeugen der inneren Regung und Stimmung und verhältnismässig gute Hülfsmittel für den Analogieschluss betrachten. Oft, wenn der Inhalt der Worte die Gefühle zu verbergen sucht, wird die Betonung, das Stocken oder Hasten beim Sprechen zum Verräter. Die Interjectionen des Staunens, das Lachen der Verlegenheit, das Erröten der Scham, sind gerade durch ihre reflexartige Beschaffenheit recht geeignet, uns einen Einblick thun zu lassen in die zu Grunde liegende Gemütsverfassung. Allein trotzdem sind auch hier Fehlschlüsse durchaus nichts Ungewöhnliches. Von jenen groben Missverständnissen kann man absehen, die dadurch entstehen, dass ein und dieselbe Ausdrucksbewegung zur Offenbarung verschiedener Seelenregungen dienen kann (wie Weinen für Freude und Schmerz). Viel häufiger und bedeutsamer ist der Fehler, dass man zwar nicht die

Art, wohl aber den Grad der zu erschliessenden Gemütsverfassung verkennt. Durch Verschiedenheit der gesamten Constitution, durch Schwäche bezw. Übung in der Selbstbeherrschung, durch Gewohnheit u. s. w. kann bei mehreren Individuen die Ausdrucksbewegung, in welcher sich gleiche Gefühle entladen, höchst verschiedene Intensität besitzen oder andererseits sehr verschieden starke innere Erregungen durch gleichartige Äusserungen sich manifestieren. Dem einen kommen die Thränen beim geringsten Anlass, ein anderer vermag sie im herbsten Schmerz zu unterdrücken. Was ist die Folge? Der erstere wird, wenn er den letzteren weinend erblickt, auf einen sehr tiefgehenden Kummer schliessen und dieser wird jenen, falls er ihn bei einem schweren Verlust thränenlos bleiben sieht, der Gefühlslosigkeit beschuldigen. Beides wären falsche subjectivistische Schlüsse. — Endlich sind noch dadurch Fehlschlüsse möglich, dass gewisse Determinationen fehlen, z. B. die der Altersgleichheit. So berichtet Preyer*): „Ein Zwillingsmädchen, welches nur sechs Tage und einige Stunden alt war, sah ich, als es geweckt wurde, sehr stark zweimal die Stirn runzeln, einmal mit, einmal ohne gleichzeitige Bewegung der Kopfhaut. „Das Kind macht sich ernste Gedanken," sagte die Mutter . . . In diesem Falle, wie in allen ähnlichen dem Stirnrunzeln die Bedeutung einer Ausdrucksbewegung zuzuerkennen, erscheint aber nicht statthaft, weil die psychischen Zustände, welche durch horizontale Stirnfalten ausgedrückt werden, noch fehlen."

Die zweite Äusserungsart, die Handlungen, vermögen uns unter Umständen einen Aufschluss zu geben über die inneren Regungen, denen sie ihren Ursprung verdanken, über die Motive und

*) Die Seele des Kindes S. 241.

Absichten. Ich sage „unter Umständen", denn die Handlungen sind nichts weniger als unmittelbare Manifestationen eng umgrenzter seelischer Thätigkeiten; sie sind complicierte Erzeugnisse von zahlreichen Motiven, die mit einander in Verbindung oder in Widerstreit stehen, und manigfaltigen Reflexionen, und schliesslich spiegelt sich in ihnen doch nur das Endergebnis all dieser Vorgänge ab. Andererseits wirkt die äussere Umgebung eines Individuums ausserordentlich sowohl auf die Motive, wie auf die Ausführungsweise der Handlung ein. Sind auch die Beweggründe bei allen Menschen im grossen und ganzen dieselben (Liebe und Hass, Hunger und Durst u. s. w.), so können sie doch durch bestimmte äussere Einflüsse bei manchen Personen auf einen Grad erhöht werden, wie sie ihn in anderen niemals erreichen, und dadurch Handlungen zeitigen, die jenen anderen deswegen einfach unverständlich sind. Da nun ausserdem noch die äussere Gestaltung der Handlung im einzelnen sich jedesmal den umgebenden Verhältnissen anpassen muss, so zeigen zwei Handlungen verschiedener Individuen nie eine derartige Übereinstimmung, wie sie für eine recht fruchtbare Ausübung des subjectivistischen Schlusses wünschenswert wäre. Die Ähnlichkeiten beziehen sich dann meist nur auf grosse Züge, auf wenige allgemeinere Momente, wodurch auch wiederum die Sicherheit des Schlusses und die Genauigkeit seiner Ergebnisse geschmälert wird. Wie schwer vermag daher ein moralisch unbescholtener Mensch die Motive eines Mordes zu begreifen! Er selbst hat nie eine nur irgendwie ähnliche That begangen. Aus der äusseren Erfahrung des Verbrechens vermag er daher nur das eine herauszugreifen, was ihm noch allenfalls verständlich ist: hier ist ein Mensch absichtlich von einem anderen geschädigt worden. Von seinem eigenen Ich weiss er, dass er vielleicht

selbst einmal jemandem mit Absicht etwas Schlechtes zugefügt habe, weil er gegen ihn Hass empfunden habe. Ja, es ist sogar denkbar, dass er auch eine solche Handlung noch nicht vollbracht hat; aber dann ist er sich doch dessen bewusst, dass ihm der Gedanke an eine von ihm selbst zu vollführende derartige That überhaupt nur dann möglich erschiene, wenn er mit der Regung des Hasses verbunden wäre. Daraus folgert er, dass bei dem vorliegenden Mord auch Hass zu Grunde liege, der aber einen von ihm selbst nicht gekannten Grad besitzen und mit anderen, ihm ebenfalls fremden Regungen verknüpft sein musste, um sich so zu manifestieren. Manchmal jedoch fehlen selbst die spärlichen inneren Erfahrungen, wie wir sie in unserm Beispiel annahmen, und dann bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als zu sagen: ich verstehe diese Handlung nicht. — Am wenigsten ihrem Wesen nach begriffen werden naturgemäss solche Handlungen, die keine oder nur geringe äusserlich wahrnehmbaren Betätigungsformen haben. Denn auch Entsagung, Zurückhaltung, stille gleichmässige Ausdauer sind Handlungen in dem Sinne, dass in ihnen sich Willenserregungen manifestieren. Diese sind in so fern Missdeutungen ausgesetzt, als das scheinbare Nichtsthun eine Gefühlslosigkeit, eine Indolenz zu offenbaren scheint. Nehmen wir an, es sei jemand beleidigt worden und besitze das lebhafte Verlangen, den Beleidiger zu strafen. Dies Verlangen gerät in einen Kampf mit dem Gedanken an heilige Pflichten, die durch diese That verletzt würden; religiöse und Pietätsrücksichten drängen sich auf und endlich hält der Gekränkte mit Gewalt die Hand zurück, die schon zum Schlage geballt war: dann wird der äussere Beobachter, der diesen inneren Conflict nicht zu durchschauen vermag, schnell mit dem verdammenden Urteil zur Hand sein: der Beleidigte besitze kein Ehrgefühl.

Die hier behandelte Form des subjectivistischen Analogieschlusses steht nun in naher Beziehung zu gewissen Kunstgattungen. So ist es die Aufgabe des bildenden Künstlers (soweit er Personen oder Tiere zum Gegenstande seiner Schöpfung macht), durch die dargestellten, fixierten Ausdrucksbewegungen und Handlungen das Publicum in Stand zu setzen, einen Blick in das Innere der Helden zu thun; eine gleiche Aufgabe hat der Pantomimiker, nur dass er uns nicht einzelne besonders characteristische Phasen der Bewegung, sondern deren wirklichen Ablauf vorführt.

4) Die höchste Entwicklung, die umfangreichste Anwendung hat der subjectivistische Schluss dort gefunden, wo sich die beiden zuletzt erörterten Formen zu einer combinierten. Es entstand so jener doppelsinnige Analogieschluss, in welchem dasselbe physische Element als Äusserung und als Ursache gleicher seelischer Vorgänge auftrat. Das Physische hört also auf, in einem einseitigen Beziehungsverhältnis zum Psychischen zu stehen, sie treten vielmehr in Wechselwirkung; die Festigkeit der Association bezieht sich gleichmässig auf beide Teile, so dass sie sich gegenseitig hervorzurufen vermögen.

Wir hatten oben gesehen, dass ein Symbol eine solche physische Erscheinung ist, die, eine Vorstellung constant vertretend, im Stande ist, dieselbe hervorzurufen. Andererseits ist eine Ausdrucksbewegung im weitesten Sinne ein solcher physischer Vorgang, der als Folge eines psychischen auftritt. Ist nun der letztere ebenfalls eine Vorstellung, so vermag ein und derselbe physische Process beide Momente in sich zu schliessen; er kann zu gleicher Zeit eine Vorstellung ausdrücken und wachrufen. Geschieht dies absichtlich und systematisch, so nennen wir den

Vorgang „Sprache", die demnach in einem System symbolischer Ausdrucksbewegungen besteht. Die Sprachsymbole müssen einige besondere Eigentümlichkeiten haben, um dem ununterbrochenen Eintreten, Verschwinden und Wechseln der menschlichen Vorstellungen sowie dem ungeheuren Reichtum derselben einigermassen gerecht werden zu können. Sie müssen einerseits sehr leicht erzeugbar, andererseits auf das Mannigfachste modificierbar sein. In der langen Zeit der tierischen und menschlichen Entwicklung (denn auch bei den Tieren zeigen sich schon entschieden symbolische Ausdrucksbewegungen) haben sich hierfür die verschiedenartigsten Formen herausgebildet. Teilweise sind es Symbole, die auf das Auge wirken, wie Mienenspiel und Gesticulationen (Taubstummensprache), die Schrift in ihren sämtlichen Gestalten von den Hieroglyphen bis zur Stenographie und mathematischen Symbolik, Farben- und Zeigersignale, wie sie Eisenbahn- und Schiffswesen in ausgedehntestem Masse anwenden; vor allem aber akustische Reize: die Lautsprache. Die erstaunliche Modificationsfähigkeit und mühelose Beweglichkeit unserer Sprachorgane traf hier zusammen mit der ausserordentlichen Empfindlichkeit unseres Ohres für Schallwellen verschiedener Formen, um der Lautsprache den Sieg über alle anderen Verständigungsmittel zu sichern; sie kann uns deshalb als Repräsentantin der Sprache überhaupt gelten.

Die universelle Anwendbarkeit des subjectivistischen Analogieschlusses in Bezug auf Sprache würde zur ersten grundlegenden Voraussetzung haben, dass ein und dasselbe Symbol bei allen Individuen wenigstens ungefähr eine gleiche Vorstellung repräsentiert. Allein das ist von vorn herein nicht der Fall. Die Symbole der Lautsprache und ebenso die der Schrift zerfallen nämlich in eine

ziemlich bedeutende Anzahl von in sich abgeschlossenen Symbolsystemen, deren jedes nur für eine beschränkte Menschengruppe Geltung besitzt. Zwei Individuen, die solch verschiedene Systeme besitzen, vermögen sich nicht zu verständigen, da das eine die Symbole des andern teilweise mit einem ganz anderen Inhalt verbindet, teilweise überhaupt entbehrt. Diese Scheidung kommt insbesondere darin zum Ausdruck, dass es auf Erden im ganzen einige hundert selbständige Sprachen, tausende von Dialecten, ebenso eine bedeutende Anzahl von Schriftgattungen giebt, und dasselbe wiederholt sich im Kleinen (so besitzt allein Deutschland eine ganze Reihe von stenographischen Systemen). Die sprachliche Scheidung hat sich als das grösste Hemmnis für den subjectivistischen Schluss erwiesen, als ein Hemmnis, das auf das Bitterste empfunden wird. Zu seiner Beseitigung sind die verschiedenartigsten, aber stets fruchtlosen Versuche gemacht worden (Leibniz' Weltsprache, Volapük u. s. w.) und für seine wenigstens partielle Überwindung opfert die gebildete Welt durch Erlernung fremder Sprachen einen beträchtlichen Teil ihres Lebens. Nur eine geringe Zahl von Symbolen, so mehrere wissenschaftliche und technische Kunstausdrücke und die Schifffahrtssignale haben sich internationale Bedeutung zu verschaffen gewusst. — Meine weitere Betrachtung des subjectivistischen Schlusses auf sprachlichem Gebiet wird stets die Voraussetzung haben, dass die Individuen, welche in Gedankenaustausch stehen, sich dazu desselben Symbolsystems bedienen.

Soll unter diesen Umständen der Schluss möglich sein, so scheinen zwei Bedingungen erforderlich: es müssten erstens die Symbole eine adäquate Ausdrucksweise für die repräsentierte Vorstellung sein, und es müssten zweitens alle Menschen (innerhalb eines Systems) dieselben

Vorstellungen mit denselben Symbolen verbinden. Beide Bedingungen treffen nicht zu. So vielgestaltig auch die lautlichen Äusserungsarten sind, die uns zu Gebote stehen, so sind sie doch arm, verglichen mit der unerschöpflichen Fülle unseres Vorstellungsschatzes. Das einzelne Wort ist nicht ein Correlat einer einzelnen Vorstellung, sondern es vertritt eine grosse Zahl von solchen, eine ganze Scala von verschiedenartigen Eigenschaften, es ist das Endergebnis einer complicierten Entwicklung, das Product von unzähligen Wahrnehmungen, Apperceptionen, Associationen und Reproductionen. Wird also von einem Individuum ein Wort geäussert, so ist es für ein anderes von vorn herein noch völlig unbestimmt, welcher Teil des durch das Wort repräsentierten Vorstellungsconglomerats in diesem speciellen Fall der Äusserung zu Grunde liegt, selbst angenommen, dass diese Vorstellungsmassen bei beiden die gleichen sind. Aber auch letzteres ist meist nicht vorauszusetzen. Die Beschaffenheit jenes Complexes hängt von unzähligen äusseren und inneren Momenten, wie wir sie nun schon öfters aufgezählt haben, ab, von Stand, Bildungsstufe, Umgebung, Lectüre u. s. w. und es sind nicht zwei Individuen denkbar, bei welchen alle diese Momente ein völlig gleiches Resultat erzielt haben sollten.

Also scheinbar die ungünstigsten Vorbedingungen für die Anwendbarkeit des Analogieschlusses! Und doch! Die Wirklichkeit lehrt uns, dass dieser wenig versprechende Acker Früchte trägt, so reichlich, so segensvoll für das menschliche Geschlecht, wie kein anderes Feld. Dies wurde durch verschiedene Umstände möglich. Ist nämlich auch eine völlig gleichmässige Beschaffenheit aller durch ein Wort bezeichneter psychischen Elemente bei zwei Individuen ausgeschlossen, so ist doch eine ähnliche Beschaffenheit sehr wohl denkbar, und

das um so eher, je mehr diese Vorstellungscomplexe durch hinzukommende Momente bei beiden gleichmässig determiniert werden. Nun ist es für den Gedankenaustausch im Alltagsleben meist völlig ausreichend, dass die Gedanken, die sich einerseits in Worten äussern und die andererseits durch diese Worte erzeugt werden, sich nur einigermassen und notdürftig decken. Denn es handelt sich ja nicht um scharfe begriffliche Scheidung, oder um Gedankengänge, welche die genaue Angabe sämtlicher Einzelmerkmale verlangen, sondern um ziemlich unbestimmte Vorstellungen, deren Begrenzungen sich in ein nebelhaftes Dunkel verlieren. Das naive Denken, welches viel zu schnell über die einzelnen Vorstellungen hinweggeht, um sie in ihrem ganzen Umfang und Inhalt überschauen zu können, giebt sich zufrieden, wenn nur einige wenige Hauptpunkte, wenn nur die heller beleuchteten Partieen Übereinstimmung zeigen. Derartige Übereinstimmungen können aber fast bei allem sprachlichen Verkehr angenommen werden, dafür sorgen jene Determinationen, welche aus dem gesamten Vorstellungsinhalt entsprechende Teile bei beiden Individuen gleichmässig in den Vordergrund des Bewusstseins rücken.

Da ist erstens der Zusammenhang des Satzes, in welchem das Wort enthalten ist, und der meistens schon kenntlich macht, in welchem speciellen Sinne es hier gilt. So ist es keinem zweifelhaft, welche von den manigfaltigen Bedeutungen des Wortes „Zug" gemeint ist, wenn es heisst: „Der Zug geht ab." — Ferner wirken gleichmässig determinierend Zeit und Ort des Gesprächs. Vernehme ich die Worte: „Die Sonne scheint", so ergänze ich sofort stillschweigend dazu: „hier an dem Ort, wo wir (nämlich der Redende und ich) uns befinden;" oder wenn wir heute über einem Zeitungsartikel die Überschrift lesen: „Die afrikanischen Kolonieen"

so ist niemand im Zweifel, dass damit die gegenwärtigen, deutschen (hier wird Zeit und Ort determiniert), nicht etwa die alten römischen oder punischen Kolonialbesitzungen in Afrika bezeichnet sein sollen. (Im Briefverkehr ist teilweise die Determination in Zeit und Ort, im Telephonverkehr die im Ort aufgehoben, und dies hat schon zu manchen Irrtümern Anlass gegeben.) — Das wichtigste Determinationsmittel endlich ist die Ähnlichkeit der Interessenkreise und Lebensbedingungen der sich unterredenden Individuen. Die äusseren Einflüsse, die fortwährenden Eindrücke der Umgebung bei Angehörigen eines Ortes, eines Standes, einer Schule, einer Wissenschaft bestimmen in vielen Stücken die gleichartige Bildung der zu einem Worte gehörigen Vorstellungsmasse; man denke nur daran, welche ganz andere Gedankenreihen der Physiker mit dem Worte „Kraft" verbindet, als der Laie! Dann aber bewirkt die Gleichheit der Interessen, dass aus diesem gesamten Complex entsprechende Teilgebiete am innigsten mit dem Worte associiert sind und daher am leichtesten durch dies hervorgerufen werden. Das Wort „Wurzel" ist vieldeutig, und wenn es aus dem Zusammenhange gerissen ist, denken sich verschiedene Menschen Verschiedenes darunter; doch zwei Gärtner, zwei Zahnärzte oder zwei Mathematiker haben keine Missverständnisse zu befürchten, wenn sie sich unter einander von dem „Ausziehen einer Wurzel" unterhalten. So haben alle Berufs- und Interessengemeinschaften der menschlichen Gesellschaft, seien es Bauern oder Studenten, Handwerker oder Gauner eine gewisse Kurzschrift der Sprache herausgebildet, welche für aussen Stehende, wenn auch nicht direct unverständlich, so doch sehr leicht missverständlich werden kann. Da nun, wie oben gesagt die partielle Gleichheit der Vorstellungsmassen meist zur Verständigung genügt, und da

fast immer die eine oder andere Determination wirksam ist, um die Ähnlichkeit herbeizuführen, so ist damit die Möglichkeit des subjectivistischen Analogieschlusses innerhalb einer Sprache gegeben. Am wichtigsten ist die letztgenannte Determination, denn man kann behaupten (wie ich schon einmal andeutete), dass die Übereinstimmung der Lebensbedingungen und Interessensphären ebenso das Bedürfnis nach Gedankenaustausch erhöht, wie sie andererseits die Sicherheit desselben steigert.

So oft nun eine oder mehrere der geschilderten Bedingungen fehlen, versagt auch leicht der subjectivistische Schluss. So werden z. B. häufig Fehlschlüsse begangen, wenn eine teilweise, in einigen Hauptpunkten bestehende Ähnlichkeit der Vorstellungsmassen nicht genügt, oder wenn die Sprechenden all zu verschiedenen Lebenskreisen angehören. Ersteres ist namentlich bei theoretischen Begriffen der Fall. Ein Schriftsteller verfasst ein Werk über irgend einen abstracten Stoff. Wochen und Monate lang durchdenkt er jeden einzelnen der vorkommenden Begriffe, schleppt in angestrengter Geistesarbeit von allen Seiten zusammen, was zu demselben zu gehören scheint, und durch unausgesetzte Neuaufnahme dieser Merkmale in den schon vorhandenen, durch das Wort repräsentierten Vorstellungscomplex gewinnt dieser beträchtlich an Inhalt und scharfer Begrenzung. Nun erscheint das Werk. Die Worte, das Endresultat jener complicierten Geistesthätigkeit, haben für den Verfasser einen ganz anderen Inhalt, als für alle übrigen; der Leser vermag nicht den subjectivistischen Schluss zu vollziehen, weil die Symbole in ihm einen viel ärmeren und unbestimmteren Vorstellungscomplex hervorrufen, als der ist, die sie vertreten, und das Buch bleibt selbst von Leuten, die dem Verfasser an Beruf und Wissen nahe stehen,

unverstanden, oder es wird missverstanden; es wird vieles nicht bemerkt, was darin enthalten, und vieles hineingedeutet, was nicht darin enthalten ist. — Oder man komme in eine Volksversammlung, wo Männer verschiedener Parteien, verschiedener Stände, verschiedener Geistesrichtungen und Bildungsstufen redlich versuchen, sich durch Gedankenaustausch gegenseitig aufzuklären und sich zu nähern. Über Begriffe, wie: Staat, Freiheit, Recht, Religion, entspinnen sich sofort lebhafte Debatten, die aber nicht zu einem befriedigenden Ergebnis führen, sondern meist in wilde Streitigkeiten ausarten. Die Ursache hiervon liegt teils in der oben erwähnten innigen Verschmelzung einer Vorstellung mit einem Gefühl, teils aber darin, dass die Debattierenden sich einfach nicht verstehen, dass sie zwar dieselben Worte gebrauchen, aber diese mit einem verschiedenen Sinn verbinden. Hier, wo es sich bei dem näheren Eingehen auf die Begriffe um deren Grenzen, deren einzelne Merkmale, um das Verhältnis dieser zu einander handelt, hier genügt die partielle Ähnlichkeit der Vorstellungscomplexe nicht mehr und der Analogieschluss wird unmöglich. Diese Thatsache war es, durch die sich Leibniz veranlasst sah, alle Begriffsstreitigkeiten auf Wortstreitigkeiten zurückzuführen.

Die Bedeutung der Sprache als Form des doppelsinnigen subjectivistischen Schlusses ist übrigens mit dem Gesagten noch nicht erschöpft. Nicht nur die Vorstellungen die mich bewegen, vermag sie in anderen zu erwecken; sie kann unter Umständen auch bei Gefühlen dieselbe vermittelnde Rolle spielen. Dies tritt dann ein, wenn wir das doppelsinnige Schlussverfahren mit dem unter 1b) geschilderten verbinden, wenn wir nämlich annehmen, dass in mir und dem anderen die gleichen Vorstellungen mit den gleichen Gefühlen verbunden

sind. Wenn ich nun die characteristischen Vorstellungen, die in mir das Gefühl begleiten, in jenem durch Sprache erzeuge, dann ist zu erwarten, dass dieselben auch dort den entsprechenden Gefühlston erhalten werden. So soll z. B. der Dichter durch die Worte seiner poetischen Schöpfung in uns nicht nur Vorstellungen wachrufen und nicht nur die Gefühle erkennen lassen, die ihn (oder seinen Helden) beseelen, nein seine Aufgabe ist erst dann erfüllt, wenn die Worte geeignet sind, uns seine Gemütsregungen miterleben, mitempfinden zu lassen. „Was . . . vom Gefühl aus gestaltet ist, erregt das Gefühl wieder und zwar in derselben, nur verminderten Weise . . . Die Verbindung von einzelnen Seelenvorgängen, in welchen eine Dichtung geboren wurde, ist nach Bestandteilen und Structur derjenigen ähnlich, welche sie dann beim Hören oder Lesen hervorruft*)."

Obwohl der Weg, durch sprachlichen Ausdruck die eigenen Gefühle in andetn zu erwecken, ein Umweg ist, so ist er doch der sicherste und daher am häufigsten benutzte. Indessen dürfen wir nicht unerwähnt lassen, dass die Erreichung jenes Zieles auch auf unmittelbarem Wege, d. h. ohne durch Vorstellungen hindurchzugehen, möglich ist. So vermögen mich die Äusserungen vergnügter Stimmung, Jauchzen und Frohlocken, bei anderen wahrgenommen, sofort in die gleiche Stimmung zu versetzen (während doch im allgemeinen Ausdrucksbewegungen mich lediglich an früher erlebte Gefühle erinnern können**); in gleicher Weise gerät man, wenn man andere weinen sieht, leicht in eine traurige Gemütsverfassung. Vor allem ist es die Musik, die in doppelsinniger Beziehung zu den Gefühlen steht; sie vermag am unvermittelsten und

*) W. Dilthey in: Philos. Aufsätze E. Zeller gewidmet S. 421. Siehe auch ebend. S. 430.

**) S. S. 127.

intensivsten im Hörer die Stimmungen wieder zu erzeugen, denen sie im Componisten ihre Entstehung verdankt. Daher hat der Tonkünstler in Bezug auf das zu schaffende bezw. wiederzugebende Musikstück dieselbe Aufgabe, wie der Dichter in Bezug auf das poetische Werk: nämlich die, den doppelsinnigen Analogieschluss von Stimmung auf Stimmung, von Gefühl auf Gefühl herbeizuführen.

II.

Motorische Thätigkeit als Ergänzungsglied der Analogie.

Körperliche Thätigkeit kann auf verschiedene Weise in Verbindung treten mit psychischer Analogie-Thätigkeit. Sie kann einerseits die Analogie erst geradezu hervorbringen, wie es im kindlichen Spiele oder in der Kunst sich offenbarte; sie kann andererseits eng an einen fertigen Analogieschluss anknüpfen, indem dieser die Mittel, Griffe, Materialien für die Handlung angiebt. Die letztere Art von Thätigkeit muss hier besonders hervorgehoben werden, weil sie sehr leicht fälschlich als analogistische Ergänzung aufgefasst werden kann. Wenn ein Schuhmacher die Stiefel, die ihm heute bestellt werden, nach Analogie anderer Stiefel verfertigt, die er früher gemacht, so ist die Handluug der Ausfluss einer Überlegung und diese wiederum ist das Ergebnis eines vollständigen Analogieschlusses; das Ergänzungsglied der Analogie ist die Vorstellung der Thätigkeit, nicht diese selbst. Hiervon wohl zu unterscheiden sind die Fälle, in denen die körperliche Action, ohne Vermittlung der Vorstellung davon, als einziges Plus-element zu einer einfachen Analogiebildung hinzutritt. Die Association zwischen einer Vorstellung und einer

Thätigkeit kann so stark sein, dass bei Wiederauftauchen der ersteren die letztere sich ohne Weiteres automatisch daranschliesst; wir haben es dann mit einer „unwillkürlichen Ergänzung" zu thun. Alle Dressur von Tieren, wie auch alle Abrichtung kleiner Kinder wird auf diesem Wege herbeigeführt. Denn wenn ein Kind von wenigen Monaten schon „Backe, backe Kuchen" machen kann, so ist dies nicht ein Zeichen dafür, wie über alle Massen vernünftig es sei, sondern nur dafür, dass die geduldige Mutter oder Amme oft genug die Händchen des Kindes in der bekannten Weise geführt und diese Bewegung mit den betreffenden Worten begleitet habe; wodurch die Lautvorstellung und Handbewegung in einen so innigen Connex traten, dass diese durch jene sofort wieder ausgelöst wird. Ein Gleiches liegt vor, wenn die Füsse junger Mädchen unwillkürlich in rythmische Bewegung geraten, sobald sie Tanzweisen erklingen hören. — Wir haben oben die Thätigkeit des Schuhmachers, die aus einer Reihe complicierter und verschiedenartiger Manipulationen besteht, auf einen Analogieschluss zurückgeführt; im Gegensatz hierzu ist die Sicherheit und Schnelligkeit, mit der mancher Fabrikarbeiter sein eintöniges Werk verrichtet, nur dadurch zu erklären, dass er die Handgriffe nicht mehr vorzustellen braucht, sondern dass sie sich ganz von selbst an die Wahrnehmung gewisser äusseren Vorgänge anschliessen. — Zwischen der Vorstellung eines Wortes und desses Äusserung ist ebenfalls ein sehr enger Connex vorhanden, in Folge dessen oft das blosse Auftauchen der Wortvorstellung zu einem nicht nur unbeabsichtigten, sondern auch unbewusst bleibenden Sprechen veranlasst; viele, insbesondere weniger gebildete Menschen vermögen nicht zu lesen, ohne die Lippen zu bewegen.

Ihre eigentliche und eigentümliche Bedeutung gewinnt indessen die Sprachthätigkeit als analogistische

Ergänzung erst dadurch, dass sie im Stande gewesen ist und auch jetzt noch ist, Sprachform und Sprachinhalt zu beeinflussen. Als willkürliche und als unwillkürliche Ergänzung hat sie hier eine ausserordentlich vielseitige Wirksamkeit gehabt, bald Flexionsformen geschaffen, bald Wortstämme umgemodelt, dann wieder Vorstellungen, die bisher unbenannt waren, der sprachlichen Bezeichnung zugänglich gemacht und sie damit gleichsam aus formlosen, unverwertbaren Goldbarren zu gangbarer Verkehrsmünze geprägt. Es sei gestattet, ein wenig näher auf diese so wichtige Erscheinungsform der Analogie einzugehen.

a. Die Form der Sprache, beeinflusst durch analogistische Ergänzung.

Die formale, grammatische Beschaffenheit der Sprache war ein Gebiet, auf welchem das Wort „*ἀναλογία*“ schon früh zu wissenschaftlichen Zwecken angewandt wurde and bald heftige Streitigkeiten entfachte. Die „*ἀναλογία*“ wurde von griechischen und lateinischen Grammatikern*) der „*ἀνομαλία*“ gegenübergestellt, indem die einen behaupteten, dass die Sprache ihre Form einer festen, vernünftigen Gesetzmässigkeit verdanke, die anderen sie durch einen ungeregelten Sprachgebrauch, die *consuetudo* entstanden sein liessen. Dass die Analogie (die *similium similis declinatio)* nicht im Gegensatz stehe zum Sprachgebrauch, sondern gerade zum grössten Teil aus ihm entspringe, erkannte Quinctilian**) und kam dadurch der Wahrheit schon viel näher. Er sagt:

„*Non enim, cum primum fingerentur homines analogia demiss acoelo formam loquendi dedit; sed inventa*

*) S. Gellius II 25.
**) Inst. or. 1. 6.

est, postquam loquebantur et notatum ex sermone, quid quomodo caderet. Itaque non ratione nititur, sed exemplo, nec lex est loquendi, sed observatio, ut ipsam analogiam nulla res alia fecerit, quam consuetudo." — Heute wissen wir nun, dass die Ausgestaltung der sprachlichen Form gleichzeitig auf beiden Elementen beruht. Physische Gesetzmässigkeit und Sprachgebrauch wirkten zusammen an dem ungeheuren Werk. Jene gründet sich hauptsächlich auf physiologisch-phonetische Ursachen, und hat zu vielen ausnahmslos wirkenden Lautgesetzen geführt (ich erinnere an die sog. Lautverschiebung); dieser ist nicht nur der Urheber aller scheinbaren Unregelmässigkeiten und Gesetzwidrigkeiten in der Sprache, sondern auch der Schöpfer der meisten empirischen Regeln, wie sie die Grammatik aufweist. Die Änderungen des Sprachgebrauchs verdanken den verschiedensten psychologischen Motiven ihren Ursprung, so sind die meisten Abschleifungen auf Trägheit, die sogenannten Volksetymologieen auf das Streben nach Verständnis des Gesprochenen zurückzuführen. Doch weitaus die meisten Umgestaltungen hat der Sprachgebrauch durch das Mittel der analogistischen Ergänzung erfahren, und erfährt sie noch immer.

Dies wird auf folgende Weise möglich. Jene Association, die sich so leicht zwischen einer Vorstellung und der entsprechenden Äusserung vollzieht, umfasst nicht immer den ganzen Complex, sondern kann sich specialisieren, indem einzelne Bestandteile des Wortes mit einzelnen der Vorstellung in eine besonders innige Verbindung treten. Der Mensch wurde nämlich, wenn er die Form der Wörter und ihre Bedeutungen beachtete, bald dessen inne, dass, so oft gewisse Eigentümlichkeiten der Vorstellung wiederkehrten, sich auch immer wieder gewisse Lautgleichheiten zeigten. Dass diese Specialbestandteile, welche so häufig zusammen

wahrgenommen wurden, sich auch besonders eng associieren konnten, ist wohl denkbar, und ebenso, dass diese Verbindung wieder in Actualität trat, sobald ein Element, nämlich das psychische, wieder vorhanden war. Jene Specialbestandteile der Vorstellungen waren nun entweder formale oder materiale. Zu den ersteren gehören: Genus, Numerus, Casus, Tempus, Modus und ihnen entsprechen unter den lautlichen Bestandteilen alle Endungen (Präfixe, Suffixe) Umlaute u. s. w.; die materiellen Elemente bezeichnen den Gegenstand der Vorstellung, seine Zustände, Handlungen, Eigenschaften, und mit ihrer Übereinstimmung geht eine Gleichheit der Wortstämme einher. Sobald nun wiederum dieselben materiellen Bestandteile einer Vorstellung wiederkehrten (gleichgültig, ob die anderen Bestandteile übereinstimmten oder nicht), so konnte sich daran unmittelbar in Folge der engen Association die lautliche Äusserung des entsprechenden Stammes anschliessen, und zwar in der Fassung, die er in den meisten übrigen Formen, oder in den am häufigsten vorkommenden Formen besass; so sagte denn der Mensch „fliegt" statt des lautgesetzlich erforderten „fleucht" weil die Vorstellung von der Handlung des Fliegens mit dem Stamme *„flieg"* in so innigem Connex stand. Trug eine Vorstellung dasselbe formelle Gepräge, wie andere früher dagewesene, so wurde ihr Stamm auch sofort mit der entsprechenden Endung versehen und das Kind sagt „trinkte" statt „trank", weil die viel häufiger auftretende, schwache Imperfectendung mit der Vorstellung der Vergangenheit eng associiert war.

Diese Analogiethätigkeit nun fand durch zwei Umstände noch ganz besondere Unterstützung. Hatten wir nämlich bisher angenommen, dass die analogistische Ergängung sich lediglich auf Ähnlichkeit in den Vorstellungselementen stützte,

so kann durch Ähnlichkeit in den Lautgebilden selbst die Neigung nach weiterer Anähnlichung noch erheblich gesteigert werden. So ist obiges Imperfect „trinkte“ vielleicht auch dadurch mit verursacht, dass dem Kinde die Form „winkte“ dunkel vorschwebte, welche mit jener nicht nur durch die formale Beziehung der Vergangenheit, sondern auch durch den Klang des Stammes übereinstimmte. Dies ist es, was Gellius als *similium similis declinatio* bezeichnete.

Zu alledem kommt nun noch ein lebhaftes, practisches Bedürfnis, welches die Anwendung der analogistischen Ergänzung in der Sprachform förderte, ja vervielfältigte: sie ist nämlich im Stande, dort helfend einzugreifen, wo der vorhandene Sprachschatz versagt. — Der gesamte Wortvorrat einer Sprache steht keinem Menschen zu Gebote; vor allem sind es die verschiedenen Ableitungen und Flexionsformen, die entweder dem Gedächtnis entfallen sind, oder dem Bewusstsein wenigstens nicht sofort in Bereitschaft stehen, oder schliesslich dem sprechenden Menschen überhaupt noch nicht begegnet sind. In solchen Fällen greift er selten zur Umschreibung, häufig zur Analogie. Er verbindet dann Wortstämme (diese sind wegen ihrer geringeren Anzahl und grossen Wichtigkeit weniger dem Vergessenwerden ausgesetzt) mit Endungen, die er mit diesen noch nicht in Verbindung gehört hat, die aber bei anderen Stämmen ähnliche Beziehungen ausdrücken. So wird die Lücke im Sprachschatz auf dem kürzesten Wege ausgefüllt*).

*) **Meist ist der Mensch sich dieser Lücke gar nicht bewusst: wird er dies, so tritt an die Stelle der unwillkürlichen analogistischen Ergänzung durch sprachliche Aeusserung ein vollständiger Analogieschluss. Wir überlegen dann, wie unter gleichen Verhältnissen andere Formen flectiert waren, und folgern, dass gleiche Vorstellungselemente in gleichen lautlichen Formen ausgedrückt werden müssen. Diese Folgerung lässt uns dann erst die dort gefundene Form auf den vorliegenden Fall anwenden.**

H. Osthoff*) weist das Vorhandensein derartiger Analogieen in den schon entwickelteren europäischen Sprachen nach. Er scheidet zwischen stofflicher und formaler Analogie und rechnet zur ersteren die Assimilation innerhalb der von gleichen Stämmen abgeleiteten Formen, wo also die Materie der Vorstellungen übereinstimmt, zur letzteren die Übereinstimmung in den Flexionsformen. Um einige Beispiele stofflicher Analogie anzuführen, so sind die Formen „fleucht", „kreucht", „zeucht" fast gänzlich durch die Formen „fliegt", „kriecht", „zieht" verdrängt worden; die Accentuation des griechischen Wortes ξύνους hat sich in allen Formen dem Nominativ und Accusativ angelehnt und so Wörter wie ξύνου (uncontrahiert ξυνόου) ξύνῳ (uncontr. ξυνόῳ) gebildet, die jeder Contractionsregel widersprechen. Die altfranzösische Conjugation des Indic. praes. von *aimer* lautete: *aim, aimes, aime(t), amons, amez, aiment;* durch Analogie wurden die beiden ersten Pluralformen in *aimons, aimez* umgewandelt. — Angrenzend an die stoffliche Analogie, doch nicht identisch mit ihr ist jener Assimilationsprocess, der sich auf Vorstellungen nicht gleichen, wohl aber verwandten Inhalts erstreckt. Die Klangähnlichkeit so vieler Wortpaare, wie „Vater und Mutter" (und die entsprechenden Worte in zahlreichen anderen Sprachen), „lügen" und „trügen", „essen" und „fressen" u. s. w. ist nur so zu erklären, dass sie sich im Lauf der Zeit allmälig einander angeähnelt haben; sie konnten gegenseitig auf ihre Gestaltung entweder dadurch einwirken, dass sie häufig zusammen genannt wurden, oder dadurch, dass bei Nennung des einen das andere wegen des ähnlichen Sinnes dem Bewusstsein dunkel vorschwebte.**)

*) Das physiolog. und psycholog. Moment in der sprachlichen Formenbildung. S. a. Fr. Misteli: Lautgesetz u. Analogie, Zeitschrift f. Völkerpsychologie XI. S. 365 ff.

**) Man darf diesen Vorgang nicht verwechseln mit dem S. 55 geschilderten Gleichklang.

Als Beispiele „formaler Analogie“ erwähnt Osthoff die Plurale „Wölfe“, „Vögel“, welche Umlaute erhielten, obgleich sie von a-Stämmen *(wolfa-, vogla-)* herrühren, vielleicht nach Analogie von Pluralen wie „Gäste“, „Bälge“, die von i-Stämmen *(gasti-, balgi-)* ihren Ursprung nehmen. Wie übrigens unter Umständen auch Minoritäten, oft aus unbekannten Gründen, auf beträchtliche Majoritäten analogiebildend wirken können, zeigen die spärlichen lateinischen Participien auf *utus*, wie *acutus, minutus, tributus*; denn die von ihnen abgeleiteten italienischen und französischen Participien sind zum Muster geworden für eine Fülle von Neubildungen, deren lateinische Stammwörter keine Spur jener Endung zeigen:

ital.: *tenuto, venuto, veduto, avuto*
frz.: *tenu, venu, vu, eu*

und viele andere.

Auch heute noch können durch Analogie Formen unserer Schriftsprache verändert werden; so beginnt das Wort „frug“, statt des richtigen „fragte“ in deutlicher Anlehnung an „trug“ Eingang zu finden, und Andresen*) weist bei neueren Schriftstellern verschiedene ungebräuchliche Flexionen von Compositis nach, die durch Simplicia, mit denen sie Ähnlichkeit haben, aber nicht zusammenhängen, herbeigeführt worden sind, z. B. „ratschlägt“, „radebrach“, „wallfährt“ u. a.

Hatte selbst in der Schriftsprache mit ihren verhältnismässig starren, widerstandsfähigen Formen die Analogie derartige Erfolge aufzuweisen, so ist zu vermuten, dass ihre Wirkungen in der Volkssprache, deren Formen viel biegsamer und geschmeidiger sind, noch einen weit grösseren Umfang haben. Und dem ist auch in der That so, nur dass diese Analogiebildungen selten Bestand haben; sie

*) Ueber deutsche Volksetymologieen S. 111.

sind meist Schöpfungen des Augenblicks, Eintagsfliegen, die keine bleibende Spur hinterlassen. Aber doch werden hin und wieder durch irgend welche glücklichen Zufälle solche Formen festgehalten und dann zeigt sich so recht die Kühnheit, die Kritiklosigkeit und auch wieder die Findigkeit, wit welcher der naive Mensch seine Sprache nach Belieben ummodelt. Hierher gehören die von Osthoff erwähnten, meist humoristisch gebrauchten Participien *gemorken, gewunken, geschumpfen,* ferner ein treffliches Beispiel, das wir bei Lazarus*) angeführt finden: „In Auerbachs Dorfgeschichten erinnere ich mich, von einem Bauern gelesen zu haben, dass ihn die anderen einen „Papierer" nennen, weil er sein Gut verkauft und das Geld in Staatspapieren angelegt hatte." Eine doppelte Analogie hat gar bei den deutschen Wörtern mit der französischen Endung *age* obgewaltet. Viele französische Wörter dieser Endung waren in den deutschen Fremdwörterschatz übergegangen und manche von ihnen durch Volksetymologieen in ihren ersten Bestandteilen deutschen Wörtern angeähnelt worden, so wurde *fourage* und *bagage* zu „Futterage" und „Package". Nun war der Schritt nicht mehr schwer, auch andere deutsche Wörter in ähnlichem, nämlich collectivem Sinne (durch formale Analogie) mit dieser Endung zu versehen, und es entstanden die Bildungen der Volkssprache: Stellage, Takelage, Schmierage**), Kleedage u. s. w. Aber anstatt nun diese Wörter nach französischem Muster als Masculina zu behandeln, griff ein zweiter Analogievorgang Platz: da im Deutschen fast alle auf e endigenden Substantiva weiblichen Geschlechts sind, so wurde dies einfach auf die neugebildeten Wörter übertragen (auch mit den richtigen Fremdwörtern auf *age* wie Courage,

*) Das Leben der Seele II S. 152.
**) S. Andresen a. a. O S. 41.

Equipage war jene willkürliche Geschlechtsverwandlung vorgenommen worden).

Aber die Volkssprache, so ungezügelt sie auch in der Verwendung der Formen sein mag, ist doch ein ziemlich fest umgrenztes Gefüge mit einem beträchtlichen Wort- und Formenschatz, in dem jede Neubildung immerhin einen gewissen Widerstand zu überwinden hat. Wie ändert sich das Bild, wenn wir uns jenem Sprachstadium zuwenden, in welchem erst wenige Worte den Besitz des Redenden ausmachen und ihm auch von diesen noch viele Anwendungs- und Flexionsformen nicht begegnet sind. Das Kind, das erst wenige, oft gehörte Wendungen sich angeeignet hat, der Ausländer, der in eine fremde Sprache nicht durch systematisches Lernen, sondern durch Conversation einzudringen sucht, und endlich jene Menschengeschlechter, in deren Schosse sich überhaupt erst das ungeheure Gebäude der Sprache allmälig aufgebaut hat, sie alle sind die Erzeuger einer vielseitigen und umfangreichen Analogiethätigkeit. Beim Kinde steht diese dann in der Blüte, wenn es anfängt, ein wenig Herrschaft über die Endungen zu erlangen und es daher alle Wörter zu flectieren strebt. Unbekannt mit der ungeheuren Fülle von Flexionsformen, nutzt es seinen geringen Vorrat in möglichster Weise aus und fördert dann oft die seltsamsten Bildungen zu Tage. Entsprechend dem obigen „Papierer" giebt es da z. B. einen „Kuher"*) (statt Kuhhirt). Im Gebrauch der Verben findet sich bei deutschen Kindern eine bemerkenswerte Vorliebe für die schwache Conjugation; Imperfecta, wie „esste" und „trinkte" und Participien, wie „gegebt", „gegeht", „getrinkt"**) sind häufig zu hören. Und noch ein ganz reizendes Beispiel kann ich nicht übergehen, von dem uns

*) Agathon Keber. Zur Philosophie der Kindersprache. S. 29.

**) Preyer. a. a. O. S. 411. 418.

Keber*) berichtet: „Ein siebenjähriges Mädchen profanierte einen Gesangbuchvers durch Herplappern zur unrechten Zeit; darauf aufmerksam gemacht sagte sie: „Ach ja, das ist gottig und betig.““

Der eine fremde Sprache erlernende Ausländer wendet die Analogie nicht nur bei den Flexionsformen, sondern auch bei der Syntaxbildung an, und zwar in zwiefacher Richtung: die Neubildungen, die er produciert, sind entweder den Constructionen seiner Muttersprache, oder den schon gelernten Verbindungen des fremden Idioms analog.

Und endlich der sprachschaffende Mensch! Seine Thätigkeit im Sinne analogistischer Ergänzung können wir nicht ergründen, wir können sie nur ahnen; aber sie muss nach Allem, was sich bisher ergeben hat, eine ungeheure sein. Muss doch durch die grössere Geschmeidigkeit und Variabilität, welche die von allen Fesseln des Schrifttums freie, primitive Sprache besass, die Analogiebildung in weit höherem Masse ermöglicht und durch die Armut des Wortschatzes in weit höherem Masse erfordert worden sein! Die Hauptentfaltung dieses Analogieschaffens ist in jene Epoche zu verlegen, da gewisse, bisher sinnvolle Bestandteile der Worte zu blossen Flexionssilben herabsanken und, ihre selbständige Bedeutung verlierend, nur noch Beziehungen auszudrücken im Stande waren. So vermochten diese Endungen, Präfixe u. s. w., wo es galt, ähnliche Beziehungen auszudrücken, auch mit Stämmen verbunden zu werden, zu denen sie früher nicht gepasst hatten; gewisse Gruppen von solchen Sprachelementen dehnten sich weit über ihre ursprünglichen Grenzen aus, verdrängten andere — — es bildete sich ein festes System von Declinationen und Conjugationen, und die alten

*) A. a. O. S. 33.

Grammatiker sind gerechtfertigt: die Analogie (allerdings in einem sehr modificierten Sinne) ist thatsächlich zum grossen Teile die Schöpferin grammatischer Regelmässigkeit.

b. Der Inhalt der Sprache, beeinflusst durch analogistische Ergänzung (Metaphern).

Wenn ein Kind einer gegenwärtigen Vorstellung unwillkürlich dadurch eine Ergänzung hinzufügt, dass es ein Wort ausspricht, welches mit einer ähnlichen Vorstellung früher verbunden war, so hat dieses Wort ursprünglich durchaus keinen Gedankeninhalt. Es ist ein Vorgang entsprechend dem oben erwähnten, dass lesende Menschen unbewusst die gelesenen Worte verlautbaren lassen. — Wird indessen der Vorgang bewusst, d. h. legen wir einer Vorstellung mit Absicht einen Namen bei, so haben wir im Allgemeinen einen Analogieschluss*) vollzogen; dass gesprochene Wort will dann das Wesen der Vorstellung ausdrücken; wir constatieren nämlich, dass der Gegenstand der jetzigen Vorstellung mit der früheren, die jenen Namen getragen, identisch ist oder zu derselben Gattung gehört. Die Sprachthätigkeit ist dann erst ein Ausfluss unserer Erkenntnis, nicht unmittelbare, an die Vorstellung sich anschliessende Ergänzung. — Es giebt nun aber doch zahlreiche Fälle, in denen wir einer Vorstellung einen Namen beilegen, ohne sie mit der Vorstellung, die sonst diesen Namen trug, zu identificieren, Fälle in denen man lediglich das Benennen, also die Thätigkeit des Sprechens auf den vorliegenden Bewusstseinsinhalt überträgt, während man den Inhalt selbst nicht als wesensgleich, sondern nur als ähnlich dem andern betrachtet; derartige Benennungen, in denen

*) S. S. 79.

also lediglich die Sprachthätigkeit als analogistische Ergänzung hinzugefügt wird, bezeichnen wir als „Metaphern."

In diesen bisher nicht genügend beachteten Verhältnissen scheint mir in der That die Eigentümlichkeit der Metaphern zu liegen. Wenn ich ein geliebtes Wesen meinen Augapfel nenne, so habe ich nicht die Absicht, noch scheine ich „das Verglichene identisch zu setzen*)", sondern ich bleibe mir stets dessen bewusst, dass die beiden Vorstellungscomplexe zwar Ähnlichkeiten aufzuweisen haben (indem sie mir beide wertvoll sind), aber nicht gleich sind, und dass es lediglich der Name, nicht aber das Wesen der reproducierten Vorstellung ist, den ich der gegenwärtigen beilege. Die Metapher ist, so lange das Vorstellungsgebiet allein in Frage kommt, eine Analogie-Bildung, die analogistische Ergänzung tritt erst im Moment der sprachlichen Äusserung ein. Ja es ist fast schon zu weit gegangen, das psychische Wesen der Metapher als eine unzweideutige Analogie-Bildung hinzustellen, ist es ja gerade dies Gebiet, auf dem die oben**) geschilderte „Ungenauigkeit des naiven Denkens" seine Haupttriumphe feiert. Der Mensch ist sich ursprünglich durchaus nicht klar darüber, und will es sich auch gar nicht werden, in welchem

*) Fr. Vischer (Aesthetik § 852) definiert die Metapher nämlich folgendermassen: „Die mehr äusserliche aber farbenreichere Hauptform des indirecten Verfahrens, der Tropus, zieht vergleichend eine Erscheinung aus einer anderen Sphäre herbei; verschweigt sie diesen Act, und scheint sie das Verglichene identisch zu setzen, so ist die eigentliche Uebertragung Metapher." Treffender scheint mir die Definition Max Müllers zu sein (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, übers. von Böttger Serie II S. 133): „Metapher heisst im allgemeinen das Uebertragen eines Namens von dem Gegenstande, dem derselbe eigentlich zukommt, auf andere Gegenstände, welche auf unseren Geist den Eindruck machen, als ob sie an den Eigentümlichkeiten des ersten Gegenstandes auf irgend eine Weise Teil hätten."

**) S. S. 15.

Verhältnis die beiden verglichenen Gegenstände stehen; es ist ein unsicheres In-der-Mitte-schweben zwischen Analogie-Bildung und Analogie-Schluss, über welches er sich nicht Rechenschaft giebt und sich auch nicht Rechenschaft zu geben braucht. Das eben ist das Characteristische: Die Metapher ist kein deutlicher und bewusster Analogie-Schluss; das einzige integrierende Moment liegt in der Benennung eines Gegenstandes mit dem Namen eines anderen, ohne dass diese Benennung die Wesensgleichheit der beiden involvierte.

Welches sind nun aber die Motive, durch die Metaphern herbeigeführt werden? Jene beiden Entstehungsarten aller analogistischen Ergänzung*), die eine, bei welcher das thatsächliche Vorhandensein einer Analogiebildung, die andere, bei welcher die Empfindung einer Lücke den Ausgangspunkt bildete, sie finden sich hier vertreten. — Unzählige Analogieen sind es, wie wir sahen, die zum Teil dem menschlichen Denken ohne dessen Zuthun zufliessen, zum Teil aus den mannigfachsten Gründen von ihm produciert werden, und alle diese Analogieen können in metaphorischer Form ausgesprochen werden. Für die Bilder, welche die unwillkürliche Reproduction in so verschwenderischer Fülle zutrug, für jene, die der Mensch sich selbst schuf, um fremdartige, unverstandene Eindrücke sich näher zu bringen, vor allem aber für die Phantasieschöpfungen, die seinem lebhaften Drang nach Abwechslung in der Einheitlichkeit entsprangen, für diese Bilder, sage ich, war die Metapher die kürzeste, bequemste und und natürlichste Ausdrucksweise. Denn die Analogiebildung brauchte nun nicht noch in einen besonderen Satz gefasst zu werden, sie konnte zum Ausdruck

*) S. S. 64/65.

gelangen, ohne dass der Gedankengang auch nur stocken müsste, da sie als Bestandteil eines Satzes auftrat, welcher eine in den vorliegenden Gedankenkreis gehörige Aussage macht.

Betrifft diese Entstehungsart der Metaphern mehr deren poetische Bedeutung, so zeigt die zweite Entstehungsweise den unermesslichen practischen Wert, den die Metaphern für die Entwicklung und Ausnutzbarkeit der Sprache besitzen. — Die Fähigkeit, spontan Sprachwurzeln zu bilden, beschränkte sich auf wenige Gruppen von Vorstellungskreisen und verschwand schon in einem sehr frühen Stadium der Sprachschöpfung. Die weitaus grösste Anzahl von Gegenständen der Aussenwelt und Innenwelt vermochte nicht in der menschlichen Psyche selbständig eine Verlautbarung auszulösen, welche die Constanz eines sprachlichen Ausdrucks erlangen konnte. Aber dennoch beseelte den Menschen ein lebhafter Drang, auch für diese Objecte Bezeichnungen zu besitzen; und da er nicht mehr das Vermögen besass, dafür direct eigene Lautcomplexe zu schaffen, so suchte er dieselben in Beziehung zu setzen zu Vorstellungen, die schon bezeichnet waren, und übertrug dann die Benennung der letzteren auf die bisher unbenannten Objecte. Jene Benennungen (Metaphern) stützen sich entweder auf Beziehungen zeitlicher und räumlicher Contiguität (so z. B. wenn wir für „Wüten" „Schäumen" sagen) oder, was uns hier allein angeht, auf die Beziehungen der Ähnlichkeit. Das Verlangen nun, zum Zweck der Benennung Beziehungen der Ähnlichkeit herzustellen, führte teils zu ganz neuen Analogiebildungen; teils bemächtigte es sich der schon vorhandenen, aus anderen Motiven oder aus unwillkürlicher Reproduction hervorgegangen, modelte sie aber insofern gewaltig um, als es ihnen Bestimmtheit und Stabilität verlieh, sie aus vorübergehenden Denk-

phänomen zu festen Spracherscheinungen machte. Kamen so einerseits die psychischen Producte dem sprachlichen Bedürfnis entgegen, so haben wir es andererseits lediglich der Thatsache, dass die Sprache manche Analogieen practisch verwerten konnte, zu verdanken, dass tausende von Analogieschöpfungen nicht Augenblicksexistenzen geblieben und nicht, ohne Spuren zu hinterlassen, von der Bildfläche verschwunden sind. — Eine Lücke im Wortschatz ist es gewesen, die zur Anwendung der analogistischen Ergänzung in der Sprachform so erheblich beitrug; eine Lücke im Wortschatz ist es auch, die eine Fülle von Metaphern schuf, nur dass es dort die Flexionssilben und hier die Wortstämme (bezw. die Worte in ihrer Gesamtheit) sind, die ergänzt werden müssen. Und wir sehen auch, dass die Metaphern nur quasi Notbehelfe sind, wenigstens soweit sie dem letzteren Motive entspringen, und durchaus nicht die Identität der Begriffe behaupten wollen.*)

Der ursprüngliche Character einer jeden Metapher liegt, wie ich es vorhin aussprach, darin, dass ein Gegenstand mit dem Namen eines andern benannt wird, „ohne dass die Benennung die Wesensgleichheit der beiden involvierte.“ Indessen hat dieser Character sehr bald nach zwei verschiedenen Seiten hin Modificationen annehmen können. Entweder kann nämlich das Bild allmählig in Vergessenheit geraten, wir betrachten dann den Namen als die eigentliche, dem Gegenstande zukommende Bezeichnung und er verliert damit sein metaphorisches Wesen; oder aber das Bewusstsein, dass man es mit zwei getrennten Vorstellungen zu

*) Ueber den doppelten Ursprung der Metaphernbildung vergl: Brinkmann (Dr. F. D.) Metaphern, Studien über den Geist der modernen Sprachen S. 38; Cicero de oratore III 38; Quinctilian inst. orat. VIII 6.

thun hat, bleibt bestehen, aber die Übereinstimmung der Bezeichnung wird fälschlich für eine Übereinstimmung des Wesens angesehen, und die Metapher wird nun zu einem ausgesprochenen Analogie-Schluss. Dass diese Verwechslung oft böse Folgen haben kann, indem sie leicht zu Missverständnissen und Begriffsverwirrungen führt, ist nicht zu leugnen, indessen ist es doch nicht richtig, ihr so weit gehende Wirkungen zuzuschreiben, wie es Max Müller*) und Brinkmann**) gethan haben. Dieselben behaupten nämlich rundweg: „Die Metaphern haben die Mythologieen hervorgebracht. Diese sind erkrankte Metaphern, der Controlle des Geistes entschlüpfte Metaphern, Missbildungen, parasitische Wucherungen am Baum der Metaphern.“***) — Unsere Darstellung hat es zu zeigen unternommen, dass die Mythen ganz anderen Quellen entstammen als die Metaphern und mindestens ebenso ursprüngliche Erscheinungen sind, wie jene. Die Mythen beruhen auf jener subjectivistischen Weltanschauung, welche die Dinge noch gar nicht anders denn als belebte Wesen zu fassen vermag, und es heisst wahrlich die tiefe, selbständige Bedeutung dieser Auffassung völlig verkennen, wollte man ihre Erzeugnisse lediglich als Missverständnisse, als krankhafte Auswüchse einer ganz andersartigen Erscheinung ansehen. Wohl mögen hin und wieder einige Metaphern dadurch, dass man sie für baare Münze nahm, zu Mythen geworden sein, deswegen liegt aber hier noch nicht der Kern der Mythenbildung. Die Müller'sche Hypothese beruht auf der Annahme, dass die blosse Vergleichung (die Voraussetzung der Metapher) früher, primitiver sei, als das Identischsetzen (die Voraussetzung des

*) A. a. O. S. 356/57 ff.
**) A. a. O. S. 98 ff.
***) Brinkmann S. 99.

Mythus), doch wir haben gefunden, dass es sich gerade umgekehrt verhält. Eine der frühesten psychischen Thätigkeiten ist der unbewusste Analogieschluss, und vielleicht am frühesten offenbart sich dieser darin, dass der Mensch die gesamte Welt nach seinem Muster belebt und beseelt.

Wir gelangen jetzt zu dem letzten Puukte, der uns zu beschäftigen hat: Welches sind die Gebiete, denen die Metaphern entnommen werden?

Was die Metaphern der ersten Entstehungsart anbetrifft, also die, welche aus schon vorhandenen Analogieen hervorgehen, so gilt hier natürlich dasselbe, was ich über diese Analogiebildungen selbst gesagt habe. In diesen Metaphern spiegelt sich das Milieu der Individuen und Völker, und aus diesem Milieu wurden wiederum diejenigen Gegenstände besonders bevorzugt, welche den Interessen, den Neigungen, der Gefühlswelt nahe standen. In Folge dessen vermochte es Brinkmann*), auf Grund der Metaphern der spanischen Sprache eine anschauliche und ausführliche Darstellung des gesamten spanischen Volkscharacters in seinen verschiedenartigen Erscheinungsweisen und Bethätigungen zu liefern.

Noch wichtiger aber ist die Betrachtung, in welchem Verhältnis sich die Erfahrungen der Aussen- und der Innenwelt an der Metaphernbildung beteiligen. Auch hierin unterscheiden sich die Metaphern von den Mythen; denn während letztere fast ausschliesslich auf subjectivistischen Analogieen beruhen, führen im Gebiete der ersteren objectivistische Analogieen die Herrschaft. Victor Cousin**) sagt hierüber: *„L'homme est porteé d'abord, par l'action de toutes ses facultés, hors de lui-même et*

*) A. a. O. S. 130. ff.

**) Histoire de la philosophie du XVIII siècle Tome II. S. 272/73.

vers le monde extérieur; ce sont les phénomènes du monde extérieur, qui le frappent les premiers; ce sont donc ces phénomènes qui reçoivent les premiers noms; les premiers signes sont empruntés aux objets sensibles; ils sont teints en quelque sorte de leurs couleurs. Lorsque ensuite l'homme, en se repliant sur lui-même, atteint plus ou moins distinctement des phénomènes intellectuels, qu'il avait bien entrevus d'abord, mais confusément et lorsqu'il veut exprimer ces nouveaux phénomènes de l'âme et de la pensée, l'analogie le porte à rattacher les signes qu'il cherche aux signes qu'il possède déjà, car l'analogie est la loi de toute langue naissante ou développée: de là les métaphores dans lesquelles l'analyse résoud la plupart des signes des idées morales les plus abstractes. Mais il ne s'ensuit pas du tout que l'homme ait voulu marquer par là la génération de ses idées."

Es könnte als ein Widerspruch erscheinen, dass oben die subjectivistische Weltauffassung als eine höchst elementare hingestellt wurde, während es hier heisst, dass die Aufmerksamkeit des Menschen sich ursprünglich den Gegenständen der Aussenwelt und erst viel später seinem Innenleben zuwandte. Aber der Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Die subjectivistische Anschauung hat durchaus nicht Selbstbetrachtung und Selbstbeobachtung zu ihrer Voraussetzung; sondern die psychophysische Einheit ist, ohne Gegenstand der Reflexion sein zu müssen, dem Menschen einfach etwas Selbstverständliches, das unmittelbar, ja unbewusst auf alle Objecte die seine Aufmerksamkeit erweckten, übertragen wurde. Diese Objecte aber waren ursprünglich lediglich die der äusseren Welt, und wenn dann später die Einzelphänomene des Seelenlebens beginnen, beachtet zu werden, müssen zu ihrer Bezeichnung die Namen jener äusseren Objecte als Aushülfe dienen. So ist die subjectivistische Mythen- und die objectivistische Metaphern-Bildung zu ver-

einigen. — Brinkmann*) hat also recht, wenn er sagt: „Es muss daher allen Wörtern ohne Ausnahme eine materielle Bedeutung als die ursprüngliche zuerkannt und jede immaterielle als die Metapher von einer materiellen betrachtet werden."

Dass Wörter wie „Neigung", „Begriff", „Eindruck", „Vernunft" u. s. w. von äusseren Erfahrungen her ihren Ursprung nahmen, sieht man ihnen noch an; und für die ursprünglich sinnliche Bedeutung aller anderen theoretischen, abstracten, geistigen Begriffe legt jedes Wörterbuch so tausendfach Zeugnis ab, dass ich mir die Aufzählnng weiterer Beispiele wohl ersparen darf.

Das Auftreten subjectivistischer Metaphern ist erst eine viel spätere Erscheinung; wir finden sie weniger in der gesamten Sprache fixiert, als in den Producten einzelner besonders phantasiebegabter Individuen, hier allerdings in umfangreichster Weise angewandt. Im Gegensatz zu den objectivistischen Metaphern sind sie weniger dazu angethan, die Sprache practisch verwertbar zu machen, als sie zu verschönen; jenes sind die Hausgeräte, dieses die Luxusgegenstände im Haushalte der Sprache. Sobald der Mensch begonnen hat, den Vorgängen und Eigenschaften seines Seelenlebens Aufmerksamkeit zu schenken, werden ihm diese Vorstellungskreise die liebsten; er sucht sie so oft als möglich zu reproducieren und anzuwenden. So ist die ganze dichterische Darstellungsweise von einer Belebung des Toten, einer Verinnerlichung des Äusserlichen überall durchdrungen. Da „lächelt der See und ladet zum Bade", da „schlummert Harmonie im Saitenspiele", da „guckt die Sonne über den Berg und grüssen die Sterne vom Himmelszelt", da wird die Weide „traurig" und die Rose „stolz" genannt. Diese Metaphernbildung klingt

*) A. a. O. S. 97.

noch am meisten an mythologische Gestaltungen an, aber auch sie ist nicht mit diesen zusammenzuwerfen, denn es ist ihr mit dem Bilde niemals wirklich ernst gemeint; es ist nicht das naive Verwechseln von Bild und Eigentlichem, sondern, wie Vischer es nennt, „schwebender Ernst*)", eine Art Vorbehalt, es ist wieder jenes Hin- und Herlavieren, das sich über seinen eigentlichen Sinn nicht klar ist und auch nicht klar sein will.

Mehr practische als poetische Bedeutung haben wiederum die Metaphern, welche aus inneren Analogieen entspringen. Die Elemente und Processe des psychischen Lebens wurden dem Menschen in ihren Einzelheiten durchaus nicht gleichzeitig bewusst. Manche waren schon längst bekannt und benannt, als andere erst allmählig sich abklärten und in der Erkenntnis die Schärfe erlangten, dass sich das Bedürfnis nach ihrer Benennung geltend machte. Da mussten denn jene andere Gebiete mit ihren Namen herhalten. Vor allem waren es da die Analogieen der Empfindung durch deren Vermittlung solche Übertragungen zu Stande kamen.

So ist eine Sinnesgattung, die des Geruchs, völlig ohne eigene selbständige Bezeichnungen. So weit der Mensch sich nicht hilft mit den Namen für das Gefühl, das die Empfindung begleitet, (ein angenehmer Geruch), oder für den Stoff, der sie erzeugt (Nelkenduft, Karbolgeruch), bleibt ihm nichts anderes übrig, als bei dem nahe verwandten Geschmackssinn oder auch bei anderen Sinnen Anleihen zu machen und er spricht daher von einem „süssen", „bittern", „sauren" und auch von „durchdringendem" Geruch.

Am lebhaftesten und vielseitigsten scheint beim Menschen das Bedürfnis zu sein, für seine Gehörseindrücke Bezeichnungen zu erhalten: denn obwohl

*) S. o. S. 19.

diese Empfindungen vor allen anderen schon den Vorzug haben, sich der directen Onomatopoeie bedienen zu können, entnehmen sie doch dem Gesichts- und Tastsinn und den Bewegungsempfindungen zahlreiche Analogieen. Da spricht man von „hellen" und „dunklen", „grellen" und „verschleierten" Tönen, von „Klangfarbe"; da giebt es „hohe" und „tiefe", „gedehnte" und „gebrochene", „rauhe", „weiche", „schwebende", „wiegende" Töne. Umgekehrt sind auch Ausdrücke, die dem Gebiet des Gehörs entstammen, für andere Sinnesgebiete verwandt werden, so haben wir im Deutschen einen „Farbenton" und „schreiende Farben"; und im Schweizerischen wird, wie Tobler*) berichtet, das Wort „zwitschern" für „blinken", „flimsen" (= flüstern) für „flimmern"**), „leise" für „salzlos" gebraucht.

In gewissem Zusammenhange mit den Analogieen der Empfindung steht die zwischen Zeit und Raum. Letzterer als diejenige Anschauungsform, in der die Objecte der Aussenwelt sich darbieten, ist viel elementarer für die menschliche Auffassung, als die Zeit, die durch den Vorstellungsverlauf als solchen hervorgebracht wird. Jener hatte schon längst eine Reihe von festen Ausdrücken zu Stande gebracht, als diese erst einen Anfang damit machen konnte; so boten sich in den räumlichen Bezeichnungen bequeme Anhaltspunkte für die neu zu schaffenden Zeitbezeichnungen dar. Es besteht also hier ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen den Empfindungsqualitäten, an welche

*) Versuch eines Systems der Etymologie; Zeitschr. für Völkerpsychol. I 364.

**) Diesen Vorgang, dass onomatopoetische Wörter, wie „zwitschern", „flimsen" (auch „flimmern") nicht Schalleindrücke wiedergeben sollen, sondern vermittelst der Analogie der Empfindung Wahrnehmungen anderer Sinnesgebiete bezeichnen, nennt Wundt „indirecte Onomatopöie." Physiolog. Psychologie II 519. S. a. Lazarus. Leben d. Seele II 92.)

diese Anschauungsformen gebunden sind, denn die Gesichts- und Tastempfindungen sind es, die der Raumanschauung das Material liefern, während die Zeitauffassung namentlich in den Vorgängen des Gehörssinns ihre Grundlage hat. Doch ist die Zeitauffassung in noch weit höherem Masse angewiesen auf die Analogieen des Raumes, als die Tonwahrnehmungen auf die des Gesichtes; denn mit verschwindenden Ausnahmen giebt und gab es überhaupt keine ursprünglichen selbständigen Ausdrücke für zeitliche Verhältnisse, sodass hier durch die Möglichkeit der Analogie zugleich eine ungeheure Bereicherung des Sprachschatzes herbeigeführt wurde. Da spricht man im Deutschen von „kurzer", „langer", „hoher" Zeit, von Zeit-„Punkten", „-Räumen" und „-Spannen" und braucht die ursprünglich localen Präpositionen, wie „von" und „bis", „vor" und „nach", „seit", „über hinaus" u. s. w. in temporaler Bedeutung.

Da wir uns an dieser Stelle mit den Metaphern nur in so fern zu beschäftigen haben, als sie Analogieerzeugnisse sind, so mag das Gesagte genügen. Im Übrigen verweise ich auf das schon mehrfach citirte Werk von Brinkmann, welches die Metaphern von den verschiedensten Seiten eingehend beleuchtet und eine unermessliche Zahl von Beispielen, insbesondere aus dem Tierleben, in schönster Ordnung darbietet.

Inhaltsangabe.

Seite

Vorbemerkung I

Einleitung 1

Erstes Kapitel: Die Entwicklungsstadien menschlicher Analogiethätigkeit 5

Psychologische Analyse der Analogiethätigkeiten — 5; 1) Unwillkürliche analogistische Ergänzung — 6; 2) Bildung von Analogieen — 9; Aehnlichkeit und Analogie — 11; 3) Willkürliche analogistische Ergänzung — 13; 4) Uebergangsphaenomene — 14; Ungenauigkeit des naiven Denkens — 15;

Zweites Kapitel: Bildung von Analogieen 20

I. Unwillkürliche Bildung von Analogieen 20

Bildlichkeit des Denkens — 21; Unwillk. A.-B. entlehnt ihre Bilder dem Milieu — 23; A. der Empfindungen — 25; A. zwischen Zeit und Raum — 26;

II. Die Analogiebildung unter dem Einfluss des Willens, als Selbstzweck 28

a. Erstes Motiv: Das Verlangen, Fremdartiges bekannten Vorstellungskreisen zu assimilieren 29

Unfähigkeit der „Apperception" — 29; A.-B. als Mittel dagegen — 31; Hervortretend in der Volksetymologie — 31; in der Deutung von Gestalten — 33; in der Mythologie — 34; verschiedene Entwicklungsstufen derselben — 34—40.

b. Zweites Motiv: Streben nach Befriedigung des Nachahmungstriebes 44

Psychol. Analyse — 45; Anwendung dieser A.-B. in der Kunst — 47; im Spiel des Kindes — 51.

c. Drittes Motiv: Gleichzeitiges Bestreben nach Wiederholung und Abwechslung 53

Psychol. Analyse — 53; Gleichklang — 55; Bildlichkeit des Denkens — 57.

Drittes Kapitel: Die analogistische Ergänzung . . 61

Charakteristik derselben: Hinzutreten eines Plus-Elementes — 62; Festigkeit der Association — 63: Die willkürliche a. E. kann ihren Ausgang nehmen 1) von einer schon bestehenden Analogiebildung — 64; 2) von dem Gefühl einer Lücke — 65; Der Beziehungsbegriff — 66; qualitative — 67; und quantitative Beziehung — 68; Beschaffenheit des Ergänzungselements — 70.

I. Der Analogie-Schluss 70

Bisherige Auffassungsweisen desselben — 71.

a. Der unbewusste oder unwillkürliche Analogieschluss . . 72

Psychol. Analyse — 73; Interpretation von Empfindungen — 74; Sinnestäuschungen und Hallucinationen — 76: Verbindung von Gegenstand und Namen — 78.

b. Der eigentliche Analogieschluss 80

Unterschied vom unbewussten A.-S. — 80; Charakter des Schlusses, wenn er sich auf wenige Reproductionen stützt — 81; Zufallscharakter der Association — 82; Differierende Merkmale werden unberechtigt vernachlässigt — 84; oder übertrieben berücksichtigt — 86.

Seite

c. Der Analogieschluss in seinen vollkommneren Formen . 83
Günstige Modification durch häufige Wiederholung gleichartiger Associationen — 88; Anpassung an die Erfahrung — 89; erhöhte Genauigkeit — 90; Verhältnis des naiven A.-S. zum naiven Syllogismus — 91; zur naiven Induction — 92.

d. Der subjectivistische Analogieschluss 94
Seine Eigenart u. Bedeutsamkeit — 95; Psychol. Analyse — 97; wachsende Specialisierung — 100; Schon das Tier wendet den Schluss an — 101; Anwendung des Schlusses auf die ganze Welt: Fetischismus und Anthropomorphismus — 103; Kaspar Hauser — 105; Der Ursach- und Zweckbegriff — 106; Anwendung auf die organische Natur — 109; Anwendung auf die Menschen — 111; Vier Gestaltungen dieses Schlusses — 114; Schema 1): Schluss auf das Vorhandensein seelischer Vorgänge in anderen Menschen — 116; Häufiges Fehlschlagen desselben auf dem Gebiet des Gefühls — 117; Folgen dieses Fehlschlagens — 120; Parteilichkeit und Intoleranz — 121; Schema 2): Schluss von gleichen physischen Ursachen auf gleiche psychische Wirkungen — 123; Symbole — 125; Schema 3): Schluss von gleichen physischen Aeusserungen auf gleiche psychische Ursachen — 127; Ausdrucksbewegungen — 127; Handlungen — 128; Schema 4): Doppelsinniger Analogieschluss — 131; Sprache als System symbolischer Ausdrucksbewegungen — 132; Hindernisse für die Anwendung des Schlusses auf sprachlichem Gebiet — 132: Dennoch grosse Fruchtbarkeit desselben in Folge von Determinationen — 134; Der doppelsinnige A.-S. auf dem Gefühlsgebiet — 138.

II. Motorische Thätigkeit als Ergänzungsglied d. Analogie 140

a. Die Form der Sprache, beeinflusst durch analogistische Ergänzung 142
Physische Gesetzmässigkeit und Sprachgebrauch — 143; Formale und materiale Bestandteile der Vorstellungen und der Wörter — 144; Lücken im Sprachschatz — 145; Stoffliche Analogie — 146; Formale Analogie — 147; Die Volkssprache — 147; Die Kindersprache — 149; Der sprachschaffende Mensch — 150.

b. Der Inhalt der Sprache, beeinflusst durch analogistische Ergänzung (Metaphern) 151
Wesen der Metaphern: Blosse Benennung ohne Identificierung — 151; Zwei Motive der Metaphernbildung — 153—154; Metapher und Mythus — 155; Die Gebiete denen die Metaphern entnommen werden — 157.

3
15
14